

DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

8. JAHRGANG
O K T. - D E Z. 1979

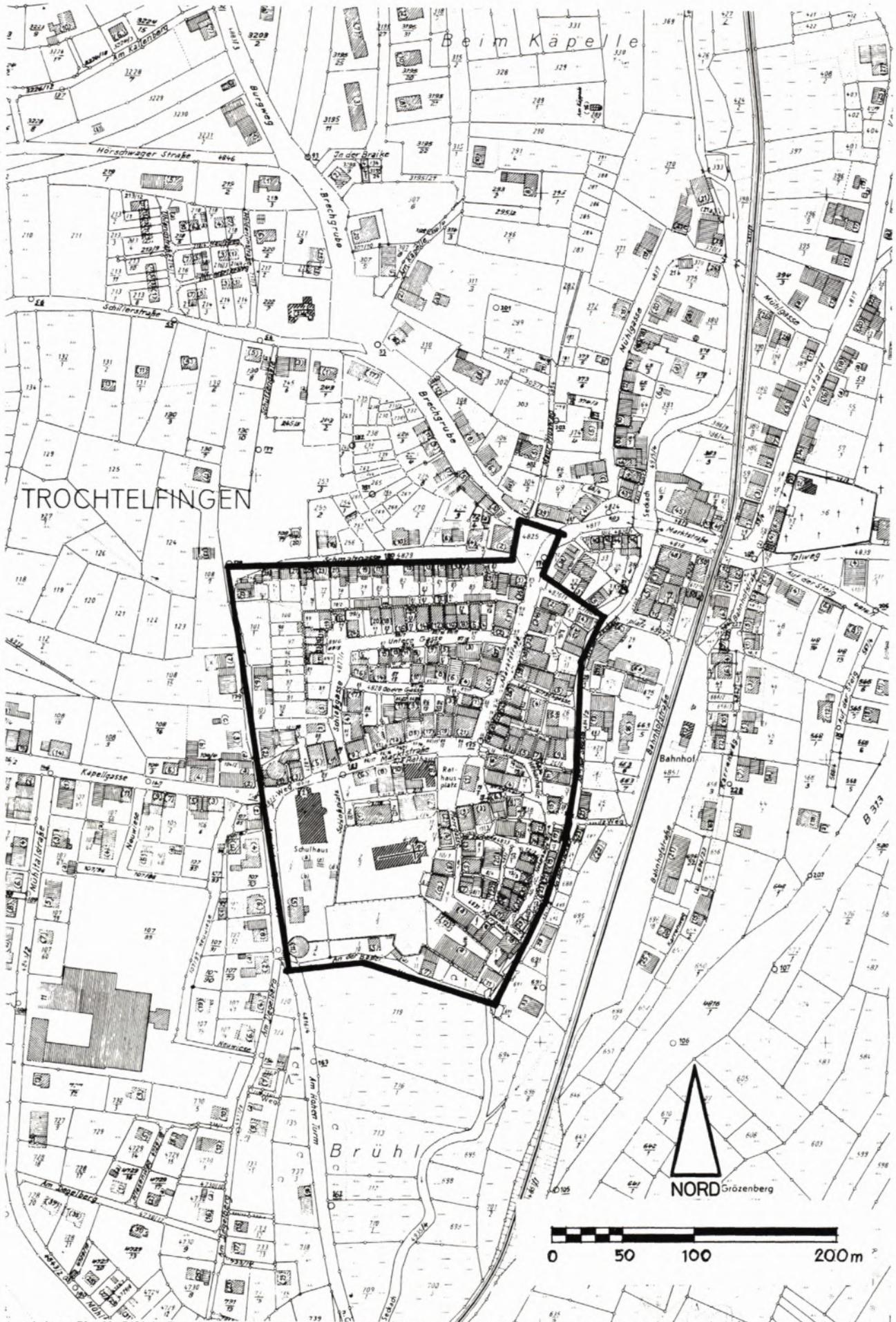


DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Redaktionsausschuß: Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann,
Dr. H. Schach-Döriges, Dr. Wolfgang Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 19 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Lothar Merkelbach	
Die Stadt Trochtelfingen als Gesamtanlage	129
Siegwart Schiek	
Historische Grenzsteine	136
Eberhard Grunsky	
Zur Geschichte der neugotischen Spitalfassade in Bad Waldsee	139
Wolfgang Stopfel	
Reichenau-Forschung der Universität Tokio	148
Hartmann Reim	
Grabungen in einer römischen Gutsanlage bei Stein, Gemeinde Hechingen, Zollernalbkreis	149
Eberhard Wagner	
Das Grabungsschutzgebiet „Versteinerungen Holzmaden“	155
Wolfgang Stopfel	
Kulturdenkmäler der Schiene	159
Werner Heinz	
Die römische Thermenruine von Badenweiler und die Probleme ihrer Konservierung	165
Inge Schöck	
Malerei an Scheunentoren	170
Veränderungen	177
Personalien	182
Mitteilungen	183

Titelbild: Die Fassade des Bürgerspitals in Bad Waldsee nach der Restaurierung von 1978/79.
Zum Beitrag Eberhard Grunsky: Zur Geschichte der neugotischen Spitalfassade in Bad Waldsee



Ausschnitt aus Blatt Nr. 7621 der Top. Karte 1:25 000 mit Genehmigung des Landesvermessungsamts Baden-Württemberg Nr. LV 5065/3041.



5 TROCHTELFINGEN. LUFTBILD VON SÜDOSTEN. (Freigegeben vom Regierungspräsidium Stuttgart Nr. 2/24963 B).

6 ANSICHT VON SÜDOSTEN. Links im Bild steht der Hohe Turm, in der Bildmitte schließt sich an das Schloß die Kirche St. Martin an.





7 SCHLOSS TROCHTELFINGEN. Der Bau wurde Ende des 15. Jahrhunderts errichtet. Er dient heute als Schule.

Überraschungen, so zum Beispiel am Gasthaus „Ochsen“. Beim Umbau dieses in unansehnliches Grau gehüllten Hauses kam ein reich verziertes Fachwerk zum Vorschein.

Die noch vorhandenen Mauern und Türme sind der Rest einer bemerkenswerten Befestigungsanlage. Die kleine Stadt war bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts von einem dreifachen Mauerring umgeben, verstärkt durch Bastionen und vier Türme. Diese Anlage wurde im wesentlichen vermutlich Ende des 16. Jahrhunderts errichtet. Sowohl eine Darstellung aus dem Jahr 1684 als auch ein Plan von 1788 zeigen Trochtelfingen im Schutz der Mauern. Der „Hohe Turm“ an der Südwestecke der Stadt ist noch heute ein weithin sichtbares Wahrzeichen. Er war ursprünglich wesentlich höher; 1822 wurden zwei Stockwerke abgetragen. Ein weiterer Turmrest steckt in einem Haus gegenüber dem nördlichen Schloßgiebel. Er wird – so die bisherige Planung – in absehbarer Zeit im Zusammenhang mit einem Umbau wieder zu sehen sein.

Der Grundriß dieser befestigten Stadt ist nicht nur im Plan abzulesen, sondern auch bei der Stadtbesichtigung durchaus erlebbar. Im Süden bilden Turm und Bastion noch heute den Stadtrand; im Norden und Westen ist die innere Mauer erhalten, zum Teil wurden Häuser angebaut; der Verlauf der mittleren Mauer ist durch Parzellengrenzen markiert; im Osten stecken in einer kleinen Häuserzeile Reste der Mauer.

An vielen Stellen müssen sowohl die Mauer selbst als auch die angebauten Häuser instand gesetzt werden. Es ist zu hoffen, daß dies im Rahmen der Stadtsanierung geschehen kann. Zuschüsse des Denkmalamts können hier, da es sich

um ein förmlich festgelegtes Sanierungsgebiet handelt, aber nicht zur Verfügung gestellt werden.

Die wichtigsten Baudenkmale innerhalb der alten Stadt sind die Kirche und das Schloß (heute Schule). Teile der Kirche (Turm und Chor) gehen auf das 13. und 14. Jahrhundert zurück. Das Schiff wurde 1451 neu gebaut und 1823 wesentlich umgestaltet. Die Bauzeit des Schlosses ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts anzusetzen. Ob es an der Stelle einer älteren Burg errichtet wurde, ist nicht bekannt.

Die Probleme der in Angriff genommenen Stadterneuerung sind, wie andernorts auch, die mitunter in ihrer Substanz gefährdeten Häuser; die Frage, wie man notwendig werdende Neu- und Ersatzbauten in dieses bauliche Gefüge einordnen soll; wie man dem überhandnehmenden Verkehr Rechnung tragen kann, ohne das Straßenbild zu zerstören; welche neue Nutzung man leerstehenden Gebäuden zumuten darf. So gibt es im Westen der Stadt an der „Neckarhalde“ (die entlang der Seckach verläuft) ganze Häuserzeilen, die für das Stadtbild bestimmend sind; ihr Erhaltungszustand ist jedoch zum Teil so schlecht, daß sicher nicht alle diese Häuser gehalten werden können. Dazu kommt noch, daß sie von Westen (Bergseite) so gut wie keine Besonnung erhalten, daß aber östlich der Straße eine Reihe kleiner, durchaus auch reizvoller Gebäude die Aussicht auf das Flößchen und die dahinter liegenden Wiesen verstellen. Darf man nun im Interesse einer besseren Wohnbarkeit der Häuser diese kleine Zeile wegnehmen? Oder: wie kann man in den allzu dicht bebauten Innenbereichen für etwas mehr Luft und Licht sorgen, ohne das Bild der aus dem Talgrund zu Kirche und Schloß aufsteigenden Giebelreihen empfindlich zu stören? Diese und viele andere



8 MARKTSTRASSE. BLICK NACH WESTEN. *Links im Bild das Rathaus.*

9 FACHWERKHÄUSER BEIM RATHAUS. *Im Hintergrund der Turm von St. Martin.*



10 GASTHAUS „OCHSEN“. Die Aufnahme von 1976 zeigt den Bau vor der Renovierung.



11 GASTHAUS „OCHSEN“. Nach der Fachwerkfremlegung kam reiches Fachwerk mit geschnitzten Eckständern zum Vorschein.



Fragen müssen mit Hilfe sorgfältiger Untersuchungen gelöst werden.

Außer den schon erwähnten Instandsetzungen von Fachwerkhäusern ist als größere Maßnahme der letzten Zeit die Außenerneuerung des Schlosses zusammen mit der Neuanlage des Schloßplatzes zu nennen. Bei der Außenerneuerung ließ sich, obwohl in den fünfziger Jahren der Außenputz völlig (aber eben doch nur fast völlig) abgeschlagen worden war, nach Untersuchungen durch Restaurator Ernst Lorch (Sigmaringen) die ursprüngliche farbige Fassung des Gebäudes wiederherstellen. Der Schloßplatz wurde mit Granit gepflastert. Leider konnte beim neuen Ausbau der Marktstraße aus Kostengründen ein solcher Aufwand nicht getrieben werden; auch ist diese Straße nach guter Manier mit Randsteinen und Gehwegen versehen. Vielleicht besteht die Möglichkeit, dies später noch etwas zu verbessern. Auf alle Fälle aber soll in den Seitenstraßen auf solch großstädtisches Gehabe weitgehend verzichtet werden.

Das Denkmalamt hofft, daß der Entschluß der Stadt Troch-

telfingen, den Innenstadtbereich als Gesamtanlage unter Denkmalschutz zu stellen, anderen Gemeinden als Beispiel dienen wird. In der Zusammenarbeit zwischen Bürgern, Stadtverwaltung, Denkmalamt und anderen beteiligten Stellen muß alles getan werden, um das Vertrauen des Gemeinderats in die Richtigkeit seiner Entscheidung zu rechtfertigen. Wir alle wissen, daß Entgegenkommen und Kompromisse notwendig und auch natürlich sind. Wir alle wissen aber auch, daß – und zwar auf allen Seiten – den Kompromißmöglichkeiten dort Grenzen gesetzt sind, wo es zum Beispiel um die vitalen Interessen einer Stadt oder um die grundsätzlichen Aufgaben des Bewahrens unseres geschichtlichen Erbes geht. Den sich hier bietenden Spielraum auszuloten und in der für alle Beteiligten richtigen Weise auszufüllen, wird eine wesentliche Aufgabe für die Zukunft sein.

*Dr. Lothar Merkelbach
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1*

Siegwart Schiek: Historische Grenzsteine

Im Vorgarten eines Hauses begegnen mir inmitten einer gepflegten Rasenfläche einige alte Grenzsteine – bei gelegentlichen Spaziergängen entdeckt, ausgegraben und an ihrem neuen Standort zwischen Pfingstrosen und Rhododendron als reizvoll empfundenes gartenarchitektonisches Detail aufgestellt.

In einer stadtnahen, der Freizeit und Erholung dienenden Anlage steht eine Tafel, die den Besucher über Wanderwege unterrichtet, beiderseits flankiert von zwei alten Grenzsteinen, deren Wappen gutgemeint in Ölfarbe modern gefaßt sind.

Im Schönbuch fand ich einen schwergewichtigen, etwa 80 cm hohen Grenzstein, der beim Herausschleppen von Langholz achtlos umgefahren worden war. Vor wenigen Wochen stand er noch aufrecht – nicht von ungefähr auf einem vorgeschichtlichen Grabhügel, der sich vor fast 550 Jahren wohl als auffällige Erhebung im Gelände als Grenzmarke angeboten hatte.

Vor etwa 50 Jahren widmete Rudolf Ströbel in den Tübinger Blättern den alten Grenzsteinen im Oberamt Tübingen eine verdienstvolle Studie; von 138 Steinen gab er die Wappen, Zeichen oder Symbole in kleinen Skizzen wieder. Wieviele von ihnen mögen noch stehen? Etliche, darunter einige besonders markante, konnte ich nicht mehr auffinden.

Durch die ständig fortschreitende Um- und Neuordnung unserer Landschaft sind besonders die kleinen und oft unscheinbaren Denkmale, zu denen auch historische Grenzsteine gehören, in besonderem Maße gefährdet. Viele von ihnen bezeichnen zwar die heute noch gültige Grenze einer Markung, werden aber bei einer neuen Versteinung offensichtlich nicht selten entfernt. Etliche Grenzsteine haben jedoch ihre einstige Bedeutung verloren, da der Rechtsbezirk, den sie einst markierten, zum Beispiel Wald- oder Fischereigerechtigkeiten oder kleinere geistliche Einrichtungen, wie etwa das Stift St. Peter im Schönbuch, längst nicht mehr besteht. Für den Landeshistoriker bilden diese Steine eine wichtige, oftmals die einzige Quelle, einen solchen Rechtsbezirk in seinem Umfang zu erkennen, da die frühe Kartographie sich dieser Grenzen entweder überhaupt nicht angenommen hat oder sie nur so ungenügend verzeichnete, daß ein Übertragen auf heutige Karten kaum möglich ist.

Die meisten historischen Grenzsteine stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert haben sich kaum welche erhalten, da ein Wechsel in der Herrschaft auch ein Auswechseln der Grenzsteine gegen solche mit dem Wappen des neuen Herrn nach sich zog. Dies läßt sich vor allem in den ritterschaftlichen Gebieten gut beobachten. Die ältesten Steine haben sich daher häufig in geistlichen Herrschaften erhalten. Während der Refor-

mation wurden im Herzogtum Württemberg die Besitzungen der großen Klöster, wie zum Beispiel Alpirsbach, Bebenhausen oder Maulbronn – um nur einige zu nennen –, nicht zerschlagen, sondern blieben als Klosterämter bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts bestehen. Die alten Grenzen wurden beibehalten und ein Auswechseln der Steine oft nicht als notwendig erachtet. Wo dies dennoch der Fall war, erscheint auf dem nachreformatorischen Stein weiterhin der Abtsstab mit einem Hinweis auf das Klosteramt: das A bei Steinen für Alpirsbach oder das M beim Klosteramt Maulbronn.

Historische Grenzsteine sind häufig nicht nur ein belebendes Detail unserer in vielen Bereichen schon so verarmten Landschaft, sondern auch Quellen der landesgeschicht-

1 SOGENANNTEN SCHLÜSSELSTEINE bezeichnen das Gebiet des ehemaligen Stifts St. Peter im Schönbuch.





2 DER „DREIMARKSTEIN“ bei Freudenstadt zeigt den Abtstab des Klosters Alpirsbach, darüber die württembergische Hirschstange.



3 EIN GRENZSTEIN des Klosters Maulbronn bei Dürmenz von 1667. Das E.W. könnte ein Hinweis auf Herzog Eberhard III. von Württemberg sein.

4 und 5 BEI ZUFLUCHT im Schwarzwald steht dieser Stein zwischen der Röschen- und der Schwedenschanze. Er wurde 1673 gesetzt während der Regierung Herzog Eberhards III. von Württemberg bzw. der des Kardinals Franz Egon von Fürstenberg (Wappen des Hochstifts Straßburg).



6 BEI KNEIBIS wurde dieser Stein gesetzt, ebenfalls unter Herzog Eberhard III. von Württemberg.



lichen Forschung. An ihrer Erhaltung besteht daher aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen, gelegentlich auch aus künstlerischen Gründen ein öffentliches Interesse (§ 2 Denkmalschutzgesetz). Da ihr Standort für den Denkmalwert von wesentlicher Bedeutung ist, dürfen sie nur mit Genehmigung der Denkmalschutzbehörde von jenem entfernt werden (§ 8 Denkmalschutzgesetz). Bei einer neuen Versteinung einer Grenze sollte der alte Stein nicht beseitigt, sondern unmittelbar hinter dem neuen Stein aufgestellt werden. Daß diese Form nicht nur möglich ist, sondern auch schon geübt wurde, zeigt Abbildung 4. Die alten Steine sollten dann unterirdisch an ihrem Fuß mit einem Betonring umgossen werden, damit sie gegen unberechtigtes Entfernen gesichert sind. Entsprechend wäre bei allen anderen alten Grenzsteinen zu verfahren, die am Ort verbleiben. Schrägstellende oder eingesunkene Steine sind bei dieser Gelegenheit aufzurichten oder anzuheben. Wichtig ist, daß sie hierbei ihre alte Richtung behalten und nicht gedreht werden. Gelegentlich wird sich eine Entfernung nicht umgehen lassen, denn es wäre praxisfremd, darauf zu bestehen, daß ein historischer Grenzstein etwa bei einem Flurbereinigungsverfahren inmitten einer großen

Feldflur am Ort verbleibt. In solchen Fällen ist der ehemalige Standort auf einer Karte festzuhalten: für Baden auf der Deutschen Grundkarte (1:5000), für Württemberg auf der Flurkarte (1:2500). Der zu entfernende Stein muß so beschriftet werden, daß eine Konkordanz mit dem Karteneintrag jederzeit möglich ist. Der neue Standort ist sorgfältig zu wählen. Hier bietet sich eine öffentliche Grünanlage an, aber auch eine Aufstellung am Rathaus oder in dessen Eingangshalle wäre denkbar. Ein Versetzen an eine am alten Standort vorbeiführende Straße sollte unterbleiben, denn dies kann zu einer Fehlinterpretation des ehemaligen Grenzverlaufs führen. Wie in vielen Fragen des Denkmalschutzes wird man auch hier von Fall zu Fall entscheiden müssen. In Zusammenarbeit zwischen planender Behörde, Gemeinde und Denkmalamt werden sich jedoch wohl stets gangbare Lösungen finden lassen, die allen Gesichtspunkten gerecht werden.

*Dr. Siegwalt Schiek
LDA · Bodendenkmalpflege
Schloß · Fünfeckturm
7400 Tübingen 1*

Eberhard Grunsky: Zur Geschichte der neugotischen Spitalfassade in Bad Waldsee

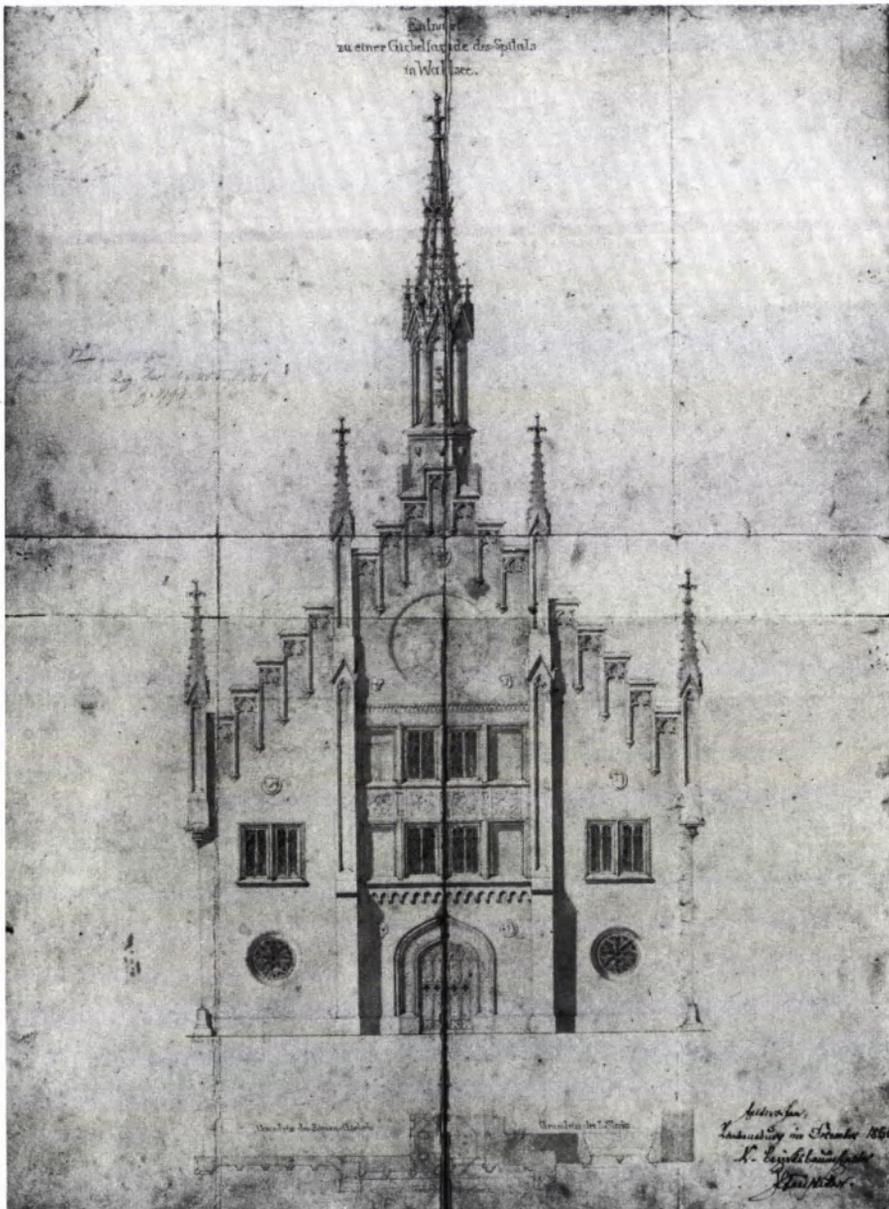
Das Spital zum Heiligen Geist in Bad Waldsee, das die Spitalräume und die Kapelle in einem zweigeschossigen, langgestreckten, rechteckigen Baukörper unter einem Satteldach vereint (Abbildung 1), entspricht einem weitverbreiteten Bautyp, der bei zahlreichen mittelalterlichen Bürger Spitälern zu beobachten ist. Weder über die Geschichte noch über die bauliche Entwicklung des Hauses liegen bisher zuverlässige Untersuchungen vor. Nach nicht näher belegten Angaben der lokalen Geschichtsschreibung soll das Spital bereits bestanden haben, als Waldsee 1298 Stadtrechte verliehen wurden. Eine Spitalkapelle ist 1328 urkundlich erwähnt. Seit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zahlreich genannte Stiftungen brachten dem Spital bis ins 16. Jahrhundert umfangreichen Grundbesitz in der weiteren Umgebung ein. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts befand sich das Gebäude in desolatem Zustand. Das Haus mußte deshalb 1659 zum Teil abgebrochen und neu errichtet werden. Bei diesem grundlegenden Umbau sollen unter

anderem die Geschosse erhöht und die Fenster vergrößert worden sein. 1722 wurde in dem schlichten rechteckigen Kapellenraum eine barocke Stuckdecke eingezogen. Das Gebäude erhielt 1752 einen polygonalen hölzernen Dachreiter mit Zwiebelhaube. Bei einer Restaurierung im Jahre 1926 konnte festgestellt werden, daß trotz der verschiedenen Umbauten, Erneuerungen und Instandsetzungen noch wesentliche Teile mittelalterlicher Substanz erhalten waren: in der Kapelle wurden Fragmente spätgotischer Wandmalereien freigelegt, Reste eines umfangreichen Passionszyklus. Wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes wurden sie nach einer fotografischen Dokumentation wieder überstrichen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts befaßte sich der Stiftungsrat des Spitals mit der Aufgabe, das Haus durch eine neue Fassade zu gestalten, die seiner ehrwürdigen Tradition und seiner Bedeutung im Stadtbild angemessen sein sollte. Der Planungsprozeß für den Schaugiebel ist durch mehrere



1 GESAMTANSICHT DES BÜRGERSPITALS VON OSTEN. Im Hintergrund das 1965 errichtete Stahltürmchen über dem Schaugiebel, der den Baukörper weit überragt.

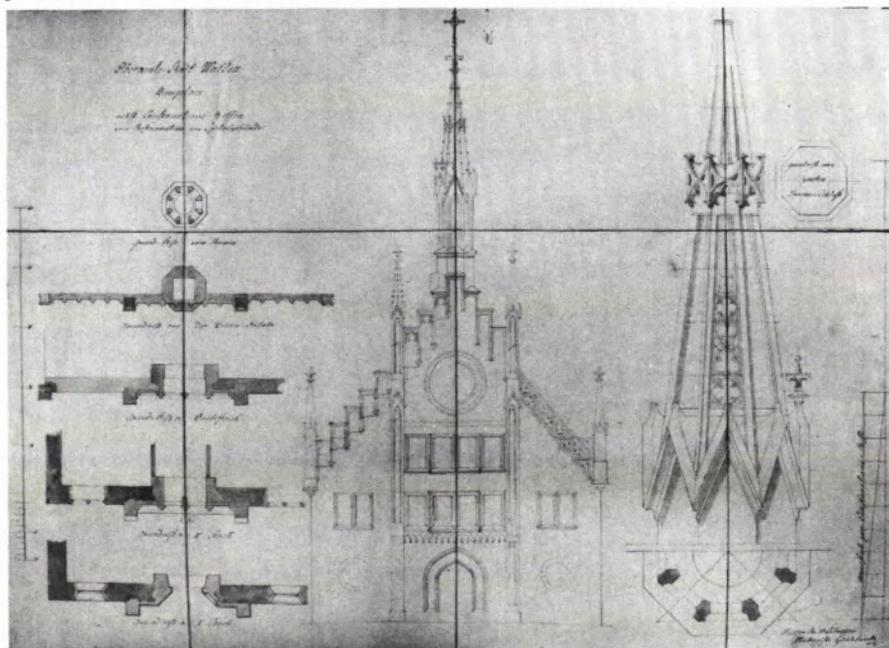


2 PFEILSTICKERS ENTWURF
VOM DEZEMBER 1855
für die gesamte Fassade. (Stadtarchiv
Bad Waldsee).

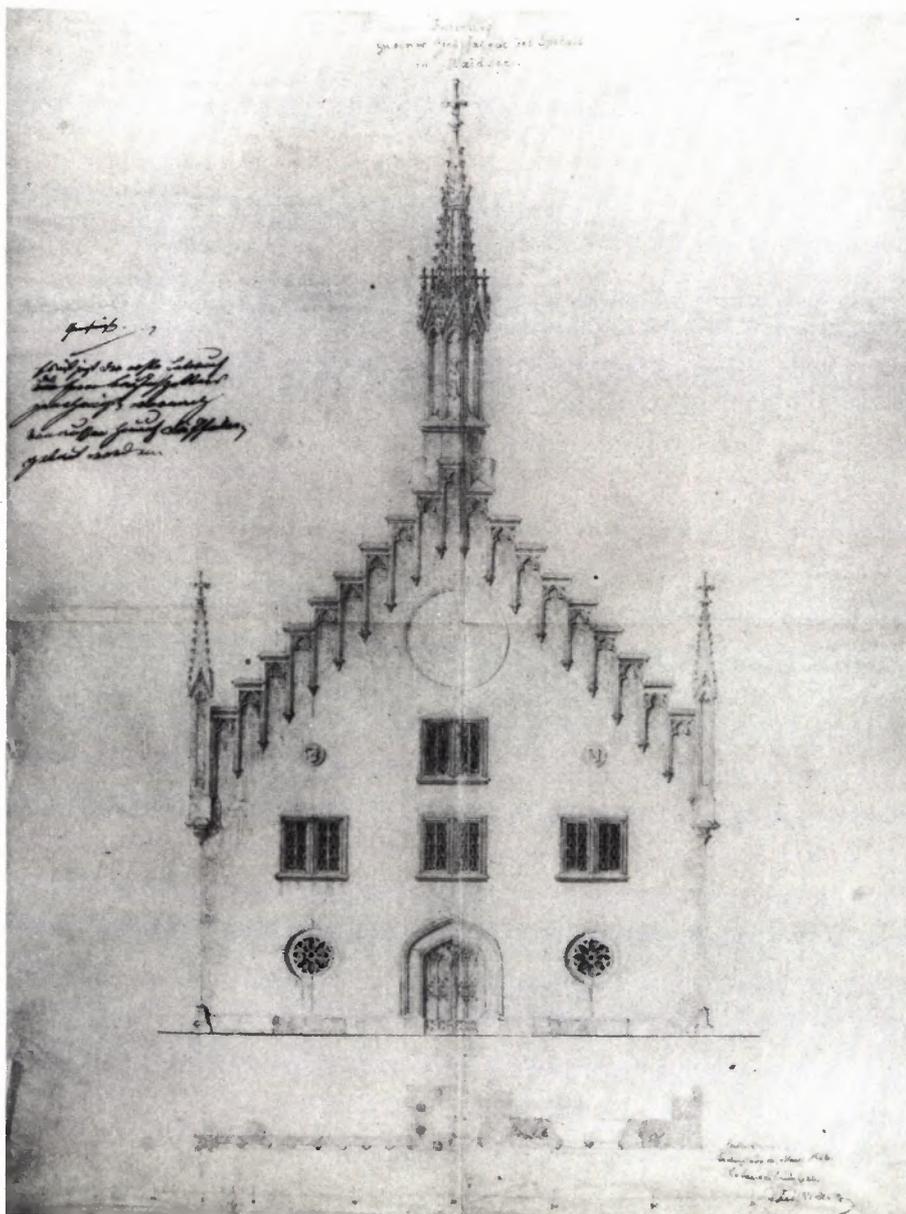
2
3

4 ALTERNATIVENTWURF ▷
PFEILSTICKERS VOM MÄRZ
1856. (Stadtarchiv Bad Waldsee)

5 AUSGEFÜHRTE FASSADE
des Spitals in einer Ansicht aus der
Zeit um 1900. ▷



3 ZEICHNUNG DES WERK-
MEISTERS HILDEBRAND
VOM 20. FEBRUAR 1856
mit Details zur Ausführung des
Maßwerkhelmes und Varianten zu
Pfeilstickers Fassadenkonzept.
(Stadtarchiv Bad Waldsee)



4

5

Entwürfe gut belegt. Gottlieb Pfeilsticker, Bauinspektor in Ravensburg, legte im Dezember 1855 ein erstes Projekt vor (Abbildung 2). Der breit gelagerte Staffelgiebel erhält durch zwei schlanke Strebe Pfeiler, die von Fialen bekrönt werden, durch Eckfialen auf Konsolen und durch einen oktogonalen Turmaufsatz mit durchbrochenem Maßwerkhelm eine entschiedene Vertikalgliederung. Der Zugang zur Kapelle, die in den Seitenachsen durch runde Maßwerkfenster belichtet wird, ist als Spitzbogenportal mit profilierten Gewänden ausgebildet und wird durch einen kleinteiligen Bogenfries von den Obergeschossen getrennt. In der Mittelachse ist über den Fenstergruppen der Obergeschosse eine große flache Rundnische angeordnet. Den Staffeln des Giebels ist ein Blendmaßwerk aufgelegt.

Vom 20. Februar 1856 ist ein Plan erhalten (Abbildung 3), den der Werkmeister Hildebrand aus Waldsee gezeichnet hat. Neben Grundrissen des Schaugiebels in verschiedenen Ebenen und neben einem „Constructions-Riss“ für den Maßwerkhelm des Turmes ist eine Gesamtansicht der Fassade dargestellt, bei der in mehreren Details Varianten zu Pfeilstickers Entwurf untersucht werden. Über dem rechten Seitenfeld wird auf die Giebelstaffeln verzichtet. Ähnlich wie beim benachbarten Rathaus von 1426

verbindet eine Maßwerkbrüstung die Fialen. Durch ein zweites Rahmenprofil wird die Fläche des Tondos (Rundbildes) im Giebelzentrum eingengt.

Im März 1856 legte Pfeilsticker eine zweite, vereinfachte Fassung seines Projektes vor (Abbildung 4). Der Architekt verzichtet dabei auf die Vertikalgliederung durch Strebe Pfeiler. Die profilierten Portal- und Fensterrahmen sind in die glatte, ungegliederte Wandfläche eingelassen.

Aus den vorliegenden Varianten bestimmte man schließlich Pfeilstickers Projekt vom Dezember 1855 zur Ausführung. Die Genehmigung datiert vom 23. September 1856. In einigen Details wurde die Planung noch überarbeitet (Abbildungen 5 und 8): Das Maßwerk der Kapellenfenster wurde geändert, der plastische Bogenfries über dem Portal bereichert. Außerdem wurden im Dachgeschoß zwischen den beiden Strebe Pfeilern vier statt zwei Fenster und zusätzlich in den Seitenachsen zwei Rundfenster angeordnet. Der Turmaufsatz mit seinen zierlichen Details und die krabbenbesetzten Fialen wurden aus Terracottaformteilen errichtet, die die Firma Staib in Ravensburg lieferte. Die Putzflächen erhielten einen schlichten, leicht rötlich getönten Kalkanstrich.

Eine systematische architekturgeschichtliche Bearbeitung von Gottlieb Pfeilstickers Werk steht noch aus. Geboren wurde der Architekt 1811 in Rot a.d. Rot. Nach eigenen Angaben in einem Lebenslauf von 1841 hat er seine Ausbildung bei Karl Marcel Heigelin (1798 bis 1833) in Tübingen 1826 begonnen. Er besuchte die öffentlichen Vorlesungen an der Universität und den Privatunterricht seines Lehrers, der eine eigene Bauschule unterhielt. Außerdem hörte Pfeilsticker Vorlesungen über Kunstgeschichte, Ästhetik, Mathematik, Maschinenbau und andere „ins Fach schlagende Collegien“. Als Heigelin 1829 nach Stuttgart an die Gewerbeschule berufen wurde, folgte ihm Pfeilsticker. Nach seiner Staatsdienstprüfung 1834 arbeitete er 1835 in Heiligkreuztal, anschließend bis 1838 beim Bauinspektorat in Calw. Als erstes größeres Projekt nach eigenem Entwurf führte er 1838 in Wildbad ein „Etablissement zur Aufnahme von Curgästen“ aus. Den zeitgenössischen Bildungsidealen für Architekten folgend unternahm Pfeilsticker 1839/40 längere Auslandsreisen nach Paris und Oberitalien. Nach seiner Rückkehr wurde er als Bezirksbauinspektor in Tübingen angestellt. Neben seiner Arbeit als Baubeamter hielt er an der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität Vorlesungen über Baukunst. Um 1846 wurde Pfeilsticker als Bauinspektor für den Donaukreis nach Ravensburg versetzt. Sein Arbeitsbereich umfaßte die Kameralamtsbezirke Heiligkreuztal, Ochsenhausen, Schussenried, Tettnang, Waldsee, Wangen und Weingarten. Von Pfeilstickers bisher bekannten Arbeiten im Oberland ist die 1849 bis 1852 errichtete neugotische Kirche in Hohentengen, Kreis Sigmaringen, das früheste Beispiel. 1852 entstand die nicht mehr erhaltene gotisierende Dorfkirche in Eisenharz, Kreis Ravensburg. Mit der Pfarrkirche in Binzwangen, Kreis Biberach, hat Pfeilsticker 1854 sein Konzept für Hohentengen überarbeitet. Unmittelbar nach der Waldseer Spitalfassade baute er die evangelische Drei-

faltigkeitskirche in Leutkirch 1857 bis 1860 zu einem dreischiffigen Hallenraum in spätgotischen Formen um (seit 1971/72 ist nur noch der Außenbau erhalten). Diese Beispiele belegen, daß Pfeilsticker zu den ersten Architekten in Württemberg gehörte, die sich – möglicherweise unter dem Eindruck der wiederaufgenommenen Arbeiten zur Vollendung des Ulmer Münsters (Neugründung der Bauhütte 1844) – mit der Gotik-Rezeption auseinandersetzten. Seine Kirchen in Schmalegg, Kreis Ravensburg, von 1861, in Möhringen, Kreis Biberach, von 1863 bis 1865, in Ellwangen, Kreis Biberach, von 1864 und die Welfengruft (1859/60) in der Weingartener Klosterkirche sind dem sogenannten Rundbogenstil verpflichtet. Pfeilsticker, der 1866 in Ravensburg gestorben ist, gehörte also nicht zu den dogmatischen Neugotikern seiner Zeit.

Durch den neuen Giebel wurde das Spital den beiden anderen spätmittelalterlichen Monumentalbauten der Bürgerstadt, dem Rathaus und dem Kornhaus, als ebenbürtiger Partner zur Seite gestellt. Bei der Suche nach historischen Vorbildern erweist es sich, daß Pfeilsticker Zitate aus gotischer Profan- und Sakralarchitektur zu einer durchaus eigenständigen schöpferischen Leistung verarbeitet hat. Durch die konstruktiv nicht notwendigen Strebepfeiler, die von Fialen bekrönt werden, durch das Spitzbogenportal mit tiefen geschrägten Laibungen und durch die runden Maßwerfenster wird der ausgesprochen profane Typ des Staffelgiebels kirchlichen Schaugiebeln der süddeutschen Spätgotik angenähert. Die zu Gruppen zusammengefaßten Rechteckfenster gehören dem Repertoire der Profanarchitektur an. Der Turmaufsatz, die sakrale Bekrönung des Spitals, knüpft durch seinen Maßwerkhelm an die Türme der bedeutendsten deutschen Kirchen des 14. und 15. Jahrhunderts an (zum Beispiel Freiburg, Köln, Ulm, Regensburg), denen bei der Wiederentdeckung der Gotik im 19. Jahrhundert besondere Aufmerksamkeit zugewendet



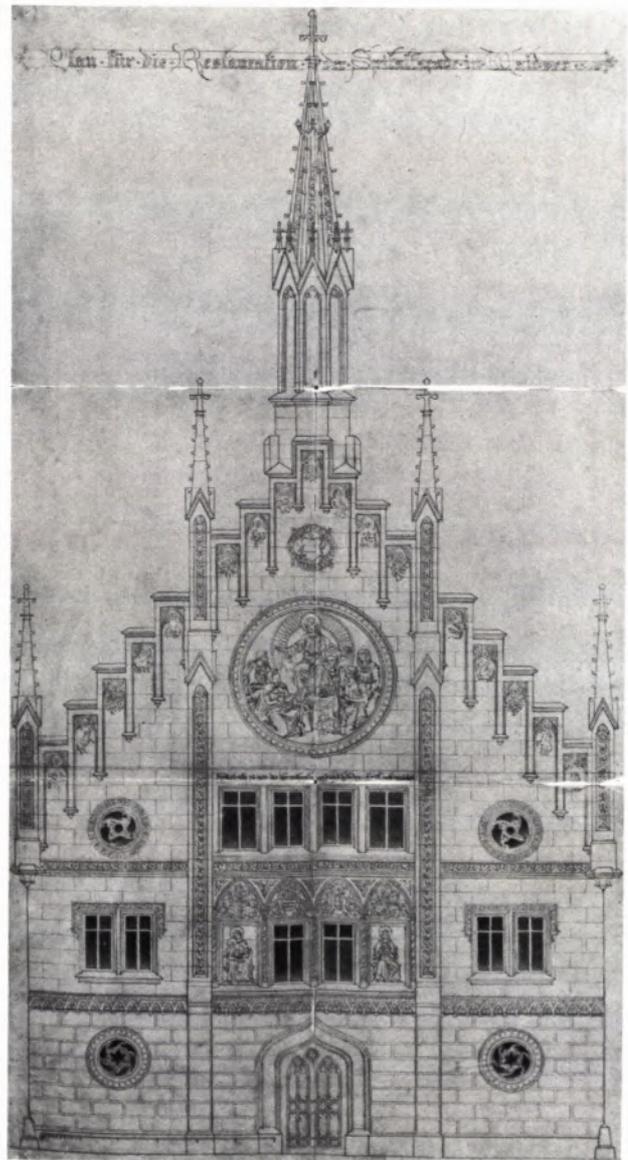
6 ENTWURF VON 1862 zur Gestaltung des Bildfeldes im Giebel. (Stadarchiv Bad Waldsee)

wurde. Gerade die Projekte zur Vollendung einiger dieser spektakulären Turmbauten, deren Gestalt nur durch zeitgenössische Risse bekannt war, haben bei der Entstehung und bei der Ausbreitung der Neugotik eine dominierende Rolle gespielt. Durch die Verbindung sakraler und profaner Momente macht der neugotische Schaugiebel in Bad Waldsee die Funktion des Gebäudes anschaulich. Die gleiche Fassade wäre zum Beispiel an einem Rathaus oder an einer Kirche nicht möglich gewesen. Mit der Rezeption spätgotischer Bauformen sollte die große Blütezeit deutscher Bürgerspitäler heraufbeschworen werden.

Die Neugestaltung der Spitalfassade war mit dem Umbau durch Pfeilsticker nicht abgeschlossen. Aus dem Jahre 1862 liegt ein Entwurf zur Füllung des runden Bildfeldes im Zentrum des Giebels vor (Abbildung 6). Da die Fläche offensichtlich als zu groß empfunden wurde, sollte sie durch einen plastischen Kranz aus Blendmaßwerk begrenzt werden. In der verbleibenden muldenförmigen Nische ist in penibler Bleistiftzeichnung eine Marienkrönung eingetragen, die sich an spätgotischen Vorbildern orientiert. Die Darstellungsweise läßt vermuten, daß es sich um den Entwurf für ein nicht ausgeführtes Relief handelt.

Bereits 1881 zeigte die Giebelfront beträchtliche Verwitterungsschäden, die eine Instandsetzung notwendig machten. Bei der Vorbereitung dieser Maßnahme wurde wieder die Frage nach einem angemessenen Schmuck für das „Rondell“ aufgeworfen. Damals befand sich ein nicht näher beschriebenes, auf Leinwand gemaltes, abgängiges Ölgemälde in dem Rundfeld (das Blatt von 1862 ist mit ziemlicher Sicherheit nicht die Vorzeichnung für dieses Bild). Nachdem sich die Mitglieder des Stiftungsrates und des Bürgerausschusses über eine geeignete Lösung nicht verständigen konnten, wurde beschlossen, vom Direktor der Stuttgarter Baugewerkschule, Hofbaurat von Egle, ein Gutachten darüber einzuholen, „ob die Anbringung einer Rosette, eines Gemäldes oder einer Sculptur dem Baustyl des Gebäudes entspreche“. Joseph von Egle (1818 bis 1899) war für diese Aufgabe in besonderem Maß kompetent: Seit 1855 gehörte er dem Beirat der Ulmer Münsterbaukommission an; er hat die Restaurierung und gotisierende Neuausstattung bedeutender Baudenkmäler geleitet (unter anderem in Esslingen, Urach und Rottenburg) und er hat Neubauten in gotischen Formen errichtet (zum Beispiel 1876 bis 1878 die katholische Marienkirche in Stuttgart).

In seinem Gutachten vom Januar 1882 erörtert von Egle mehrere Alternativen zur Gestaltung des „Rondells“. Von einer Freskomalerei rät er dringend ab, „weil wir in Württemberg meines Wissens keinen Maler haben, welcher die Freskotechnik soweit versteht, daß etwas zuverlässig Erfreuliches zu erwarten wäre, und weil alle in den letzten zwanzig bis vierzig Jahren in München und anderwärts, selbst von Künstlern ersten Ranges am Äußeren von Gebäuden ausgeführten Freskobilder ausnahmslos zu Grunde gegangen sind“. Obwohl ein Sgraffitogemälde auch höchstens vierzig Jahre halten würde, erscheint von Egle diese billigere Lösung noch vertretbar, „weil der Verlust weniger empfindlich“ wäre. Die Ausführung einer durchbrochenen Maßwerkrosette schließt der Gutachter aus, weil dadurch die Standfestigkeit des Türmchens gefährdet werden könnte; außerdem sei ein so anspruchsvolles Fenstermotiv hier deplaziert, da es lediglich einen Dachraum belichten würde. Sinnvoller wäre es, eine etwa sechs Fuß hohe Statue mit bekrönendem Baldachin anzubringen. Als „schönsten und dauerhaftesten Schmuck“ empfiehlt von Egle ein Steinrelief. Weil das „Rondell“ für ein Relief zu groß sei, müsse ein zweiter Rahmen angebracht werden, so daß das Bildfeld auf „ca. 7½ Fuß Durchmesser beschränkt würde“. Seinem



7 KOLBS ENTWURF VOM JUNI 1885 für die Bemalung der Fassade. (Stadtarchiv Bad Waldsee)

Gutachten hat von Egle einen nicht mehr erhaltenen Entwurf für ein Relief beigelegt, auf dem „eine Scene aus der Parabel vom barmherzigen Samariter, Luc. 10, 33 und 34, eingezeichnet“ war.

Die Konsequenz, die der Stiftungsrat nach längerer Bedenkzeit aus dem Gutachten zog, ist überraschend: Am 21. März 1883 wurde beschlossen, dem Stuttgarter Kunstmaler Nachbar den Auftrag für eine Freskomalerei zu erteilen. Als Nachbar die Ausführung über ein Jahr lang hinauszögerte, wurde ihm der Auftrag wieder entzogen. Der Stiftungsrat wandte sich anschließend an den Maler H. Kolb, der als Professor an der Stuttgarter Kunstgewerbeschule lehrte. Kolb legte am 30. Juni 1885 eine Entwurfszeichnung (Abbildung 7) und einen Kostenvoranschlag vor. Auf der Grundlage dieses Angebotes wurde am 5. Juli 1885 ein Vertrag mit dem Künstler abgeschlossen. Kolb verpflichtete sich, nach seinem Entwurf die Giebelfront zu einem Preis von 4000 Mark mit Silikatfarben zu bemalen. Für die Witterungsbeständigkeit räumte er eine Garantiezeit von acht Jahren ein. Die Arbeiten sollten bis Mitte Oktober 1885 abgeschlossen sein.

Kolb hat Pfeilstickers architektonische Gliederung der Gie-



8 1965 vor der Entfernung des neugotischen Turmes. Neben den Fenstern im ersten Obergeschoß und im großen Rundfeld die Wandgemälde der frühen dreißiger Jahre.

belfront mit malerischen Mitteln weiterentwickelt. Durch eine Quaderung wird der Materialkontrast zwischen glatten Putzflächen und Gliederungselementen aus Werkstein beziehungsweise Terracotta überspielt. Breitere Fugen betonen die Sockelfunktion des Erdgeschosses. Horizontalbänder über die gesamte Breite des Giebels verklammern die drei Fassadenfelder und bilden ein Gegengewicht zur betonten Vertikalen der Strebepfeiler. In der Mittelachse werden die Fenster und Bildnischen des ersten Obergeschosses von einer gemalten Maßwerkarkatur überfangen. Die Fensterumrisse in den Seitenachsen und die vertieften Flächen der Strebepfeiler und Fialen sind mit Ornamentbändern dekoriert. Für das „Rondell“ hat Kolb eine vielgestaltige Bildkomposition entworfen, deren Zentrum der thronend segnende Christus einnimmt. Ein Schriftband kommentiert den Gegenstand der Darstellung: „kommt alle zu mir die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken“. In den zwei Nischen neben den Fenstern des ersten Obergeschosses sind Maria und Elisabeth, die gute Beth von Reute, dargestellt. Das Bildprogramm wird durch die zwölf Tierkreiszeichen an den Staffeln des Giebels ergänzt. Bei der Ausführung wich Kolb in einigen Details von seinem Entwurf ab. Das dominierende Rundbild bereicherte er wesentlich durch eine grundlegende Überarbeitung. Der stilistische Bezug auf italienische Vorbilder des frühen 16. Jahrhunderts wurde im ausgeführten Gemälde wesentlich deutlicher als in der kleinmaßstäblichen Entwurfsskizze.

Die Geschichte der neugotischen Spitalfassade im 20. Jahrhundert hat sich zum denkmalpflegerischen Lehrstück entwickelt. Anfang der dreißiger Jahre zeigten die Fialen, die Abdeckungen der Giebelstaffeln und die Bemalung erhebliche Schäden, die eine Instandsetzung dringend notwendig machten. Vom damaligen Landesamt für Denkmalpflege wurde nachdrücklich davon abgeraten, die „künstlerisch wertlose, pseudogotische“ Fassade zu restaurieren. Nach einem Gegenvorschlag des Amtes sollten „die ganzen Zierate, Fialen usw.“ entfernt und das Türmchen durch einen hölzernen Dachreiter ersetzt werden. Dieses Konzept, mit dem das Gebäude wieder der Form angenähert werden sollte, die es vor Errichtung des reich dekorierten Schaugiebels hatte, entsprach dem damals allgemeingültigen Fachurteil über historistische Architektur. Die Realisierung scheiterte daran, daß die Bürger der Stadt der weitgehenden Umgestaltung nicht zustimmten. Sie wollten das gewohnte Gesicht ihres Spitals nicht aufgeben. Deshalb wurden 1932 die Schäden am Bau ausgebessert und fehlende Teile ergänzt. Die Fassadenbemalung erfuhr eine Erneuerung in etwas reduzierter Form. Kolbs figürliche Gemälde wurden durch neue Bilder ersetzt. Man nimmt an, daß diese Bilder von der Kunstmalerin Eberhard aus Weingarten stammen (Abbildung 8).

Als sich 1958 der Spitalturm in bedenklichem Zustand zeigte, flammte die Diskussion um die Erhaltung des neugotischen Schaugiebels wieder auf. Fünf Instandsetzungsvarianten wurden erörtert. Drei Vorschläge intendierten die Wiederherstellung von Pfeilstickers Fassade. Die Unterschiede lagen in der Restaurierungsmethode. Karl Friedrich, Münsterbaumeister in Ulm, empfahl in einem Gutachten, den Turm durch eine Kopie in Naturstein oder, der geringeren Kosten wegen, in Kunststein zu ersetzen. Ein Stukkateurgeschäft bot an, die schadhafte Terracottateile mit einer Zementmörtel-Kunstharz-Mischung zu sanieren und durch einen Kunstharzbelag mit Glasfasergewebe vor weiterem Verfall zu schützen. Als vierte Möglichkeit wurde eine „Vereinfachung der Fassade unter grundsätzlicher Beibehaltung der Fensteröffnungen und der Strebepfeiler“



9 NACH DER RESTAURIERUNG VON 1978/79 (vgl. Titelbild).

10 NACHFOLGER DES NEUGOTISCHEN TURMES aus dem Jahr 1978.



diskutiert. Schließlich gab es noch den Vorschlag, alle neugotischen Elemente restlos zu beseitigen.

In einer ausführlichen Stellungnahme äußerte sich damals das Staatliche Amt für Denkmalpflege zu den verschiede-



11 DETAIL DES RECHTEN SEITENFELDES mit der rekonstruierten Bemalung von 1885.

nen Möglichkeiten. Darin heißt es: „Es ist nicht nur Aufgabe der Denkmalpflege, die aus dem Mittelalter oder aus der Barockzeit stammenden Kunstwerke zu erhalten und zu bewahren. Unser Interesse gilt ebenso sehr den Bauten des 19. Jahrhunderts, vor allem dann, wenn es sich um Bauten handelt, die eine innere Selbständigkeit und eine echte, klare Gliederung aufweisen.“ Die Spitalfassade in Bad Waldsee freilich „ist kein großer Wurf gewesen. Weder im Ganzen noch im Detail vermag sie uns zu überzeugen, da sie weniger aus tiefem Verständnis des gotischen Geistes als vielmehr aus einem Nachahmungstrieb heraus gestaltet und mit einem Zuviel an architektonischen und dekorativen Einzelheiten versehen worden ist“. „Mit aller Bestimmtheit“ sprach sich das Denkmalamt zu diesem Zeitpunkt für eine „radikale Umgestaltung“ der Fassade aus, um „dem Spital das Gesicht wieder zu geben, das es vermutlich früher hatte; damals war die Front bestimmt stiller und bescheidener und ihr architektonischer Wert lag wohl eher im Wohlklang des Aufbaues und in der Einfügung in die Nachbarschaft.“ Falls sich die Stadt Bad Waldsee nicht für diese Lösung entscheiden könne, riet der Denkmalpfleger zur Realisierung der Vorschläge von Münsterbaumeister Friedrich, die als konsequente und solide Alternativen anerkannt wurden.

Diese Stellungnahme ist einem Denkmalbegriff verpflichtet der sich ausschließlich am „Kunstwert“ der Objekte orientiert. Aus der Distanz von zwei Jahrzehnten läßt sich rückblickend feststellen, daß die Bewertungskriterien 1958 auf ästhetischen Prinzipien des frühen 20. Jahrhunderts basierten. Da diese Prinzipien in der kritischen Auseinandersetzung mit dem Historismus von dessen Gegnern formuliert

wurden, war es schlechterdings unmöglich, den eigenständigen Wert der neugotischen Giebelfront zu erkennen. Hier wurde offensichtlich mit Maßstäben gemessen, die dem Objekt nicht adäquat waren. Die Argumentation war ausgesprochen ahistorisch. Wenn man allerdings aus dieser Feststellung heute folgern wollte, die Stellungnahme von 1958 sei fachlich nicht ausreichend qualifiziert gewesen, beginge man denselben Fehler einer ahistorischen Wertung. Erst Mitte der sechziger Jahre begann die architekturgeschichtliche Forschung in größerem Umfang, sich mit der wissenschaftlichen Erschließung der nachklassizistischen Architektur des 19. Jahrhunderts zu beschäftigen. Die seither vorliegenden Ergebnisse haben die denkmalpflegerische Beurteilung historischer Architektur auf eine neue Grundlage gestellt.

Im Gegensatz zum Votum des Denkmalpflegers wurde im Mai 1958 die Instandsetzung des neugotischen Turmes beschlossen. Der Gemeinderat vertrat einhellig die Auffassung, „daß mit der Erhaltung des Spitalturmes ein Stück Heimat erhalten werden kann“.

Die gewählte Restaurierungsmethode mit einer Zementmörtel-Kunstharz-Mischung, vom Denkmalpfleger rechtzeitig warnend als „billigster Ausweg mit größtem Risiko“ charakterisiert, erwies sich als wenig dauerhaft: 1965 wurden der Turm und die Fialen wegen nunmehr irreparabler Schäden abgetragen. Anschließend wurde der Giebel durch ein niedriges Stahltürnchen bekrönt (Abbildung 1). Auf eine weitere „Bereinigung“ der Fassade verzichtete man. Diese formal unbefriedigende Lösung hatte den Vorzug, daß der Schaugiebel 1978/79 seinem Erschei-

12 AUS DEM STAFFELGIEBEL *Detail der Bemalung mit Tierkreiszeichen und Blattranken.*



nungsbild im 19. Jahrhundert wieder angenähert werden konnte (Abbildungen 9, 11 und 12).

Die Voraussetzungen für die jetzt abgeschlossene Restaurierung waren wesentlich günstiger als bei früheren Instandsetzungsmaßnahmen: Diesmal traf sich der Bürgerwille, die alte Spitalfassade als ein Stück Heimat zu erhalten, mit der denkmalpflegerischen Intention, eines der frühesten Zeugnisse neugotischer Architektur in Oberschwaben wiederherzustellen. Eine vollständige, detailgetreue Rekonstruktion von Pfeilstickers Architektur war freilich nicht möglich. Von dem filigranen neugotischen Turm gab es keine ausreichende Dokumentation als Grundlage einer wirklich exakten Kopie. Auch Kostengründe zwangen dazu, eine vereinfachte Variante auszuführen (Abbildung 10). Statt eines durchbrochenen Maßwerkhelmes erhielt der Turm in Anlehnung an Pfeilstickers Kirche in Binzwangen ein Dach aus glasierten Biberschwanzziegeln. Der 1965 abgetragene Turm ist in Bad Waldsee als signifikanter Bestandteil des Spitals und als Wahrzeichen im Stadtbild noch so gegenwärtig, daß die jetzt aufgeführte reduzierte Form von einigen Stimmen aus der Bürgerschaft als denkmalpflegerisch nicht konsequente Lösung kritisiert wurde.

Vor Beginn der Restaurierungsarbeiten war die Bemalung der Giebelfront durch ein Foto aus der Zeit um 1900 bekannt. Eine Befunduntersuchung ergab, daß unter jüngeren Farb- und Putzschichten nur noch einige Reste der Farbfassung von 1885 erhalten waren. Zusammen mit dem Foto boten die Ergebnisse der Untersuchung aber eine ausreichende Grundlage, um das Gliederungssystem und die Farbigkeit in einem Rekonstruktionsentwurf festzu-

halten. Erst nachträglich wurde Kolbs Entwurf vom Stadtarchivar aufgefunden. Die Zeichnung bestätigte die bisherige Planung und machte es gleichzeitig möglich, einige noch nicht geklärte ornamentale Details zu ergänzen.

Als sich denkmalpflegerisches Engagement vor etwa einem Jahrzehnt auf die lange verachtete Architektur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausdehnte, galt es zunächst, einen Berg von Ressentiments abzutragen. Durch farbige Anstriche nach dem Zeitgeschmack aufgeputzte Fassaden waren dabei ein hilfreiches Instrument: Gründerzeitliche Bauten wurden ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt. Nachdem sich diese wohl notwendigen ersten Schritte zu Aktionen auf breiter Ebene in Fassadenwettbewerben und Farbleitplanungen für ganze Stadtquartiere oder Ortschaften entwickelt haben, kann das Erscheinungsbild historistischer Architektur nun fast nur noch in der farbigen Interpretation unserer Zeit erfahren werden. Es ist wohl keine Übertreibung, wenn festgestellt wird, daß unsere Kenntnisse über die ursprüngliche Farbigkeit der Architektur von der Stauferzeit bis zum Klassizismus besser sind, als über die des späten 19. Jahrhunderts. Mit der Restaurierung ihres Spitalgiebels in der Farbfassung von 1885 hat die Stadt Bad Waldsee einen der ersten Versuche in Deutschland unternommen, mit aller Sorgfalt die Polychromie einer historistischen Fassade zu rekonstruieren.

*Dr. Eberhard Grunsky
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1*



Wolfgang Stopfel: Reichenau-Forschung der Universität Tokio

Das Kunsthistorische Institut der Staatlichen Tokio-Universität pflegt seit langem die Tradition der Beschäftigung mit früher abendländischer Wandmalerei. Gegenwärtig ist ein japanisches Forscherteam mit der Bearbeitung der ottonischen Fresken in der Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell beschäftigt. In mehreren Kampagnen haben in den letzten Jahren Professor Seiro Mayekawa von der Tokio-Universität, Dr. Koishi Koshi vom Nationalmuseum für Westliche Kunst in Tokio und Professor Masaru Maeno von der Architektur-Fakultät der Staatlichen Universität für Kunst und Musik in Tokio mit ihren Mitarbeitern die Ausmalung dieser Kirche intensiv studiert. Eine photogrammetrische Aufnahme und die Photographie der Wandmalereien mit panchromatischem, orthochromatischem und Infrarot-Film sollen einer erschöpfenden Dokumentation des heutigen Zustandes der Ausmalung dienen. Außerdem wurden großformatige Farbaufnahmen des gesamten Zyklus der Wundertaten Christi angefertigt. Eine Buchveröffentlichung ist in japanischer und deutscher Sprache geplant.

Über die Aufnahme des heutigen Zustandes hinaus haben die japanischen Forscher alles erreichbare Quellenmaterial über die Entdeckung, Freilegung und Restaurierung zusammengetragen. Das erstaunlich vielfältige und in weiten Teilen bisher weder bekannte noch benutzte Material wird neue Aufschlüsse besonders über die erste Beschäftigung der zuständigen Stellen mit den 1879 unter der Tünche entdeckten Gemälden liefern. Diese erste Phase der Auseinandersetzung mit den Kunstwerken reicht von der Idee, die „Reste“ von einem in solchen Aufgaben erfahrenen Maler zu einer vollständigen Kirchenausstattung ergänzen zu lassen, bis zur Überdeckung der endlich freigelegten Historienbilder durch aufziehbare Tapeten, auf denen die

Bilder noch einmal als geschönte Kopien sichtbar waren.

Diese Tapeten wurden erst 1921 endgültig entfernt, wobei in den Akten besonders viel Material zu der Frage anfiel, wessen Eigentum diese Tapeten seien.

Die Arbeit des japanischen Forscherteams auf der Reichenau in den Jahren 1972 bis 1978 wurde von den Kirchenbehörden, der Gemeinde und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Rahmen der Möglichkeiten unterstützt.

Zur Vorbereitung der Publikation fand im März dieses Jahres in Tokio ein Kolloquium statt, zu dem der Verfasser dieses Berichtes eingeladen war. Eine der vielen Aufgaben dieses Kolloquiums war die Entzifferung und Deutung der teilweise in handgeschriebenen Privatbriefen bestehenden Quellen und die Klärung der vor dem ersten Weltkrieg noch nicht sehr eindeutigen Zuständigkeiten und Beziehungen der verschiedenen mit den Reichenauer Fresken beschäftigten Stellen.

Die Restaurierung der Fresken in Reichenau-Oberzell wird nach der Fertigstellung der Kirchen in Mittelzell und Niederzell, deren Wiederherstellung umfangreiche archäologische Forschungen vorausgingen, zu einer wichtigen Aufgabe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in den nächsten Jahren werden. Die Forschungsergebnisse der japanischen Kollegen werden hierfür eine in dieser Breite und Vollständigkeit bisher nicht vorhandene Grundlage bereitstellen.

*Dr. Wolfgang Stopfel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Colombistraße 4
7800 Freiburg im Breisgau*

Hartmann Reim: Grabungen in einer römischen Gutsanlage bei Stein, Gemeinde Hechingen, Zollernalbkreis

Die kleine Ortschaft Stein liegt im Starzeltal zu beiden Seiten des Fließchens, wenige Kilometer nordwestlich der ehemaligen hohenzollerischen Kreisstadt Hechingen, in die sie seit der Gemeindereform als Teilort eingegliedert ist. Stein gehörte zur Grafschaft Zollern. Die sogenannte Volksburg, westlich vom Ort an einem steil ins Tal abfallenden Hang – eine von mehreren Gräben halbkreisförmig umzogene Anlage –, dürfte im 12. Jahrhundert als Sitz eines lokalen Adelsgeschlechtes entstanden sein, wengleich schriftliche Überlieferungen fehlen. Vom 16. Jahrhundert an war die Gemeinde Vorort des Steinemer Amtes, zu dem auch Bechtoldsweiler und Sickingen gehörten.

Im Jahre 1972 entdeckte der Ortsvorsteher von Stein, Gerd Schollian, in einem Waldstück nordwestlich von Stein, an einem nach Süden zur Starzel hin abfallenden Hang, Mauerreste und Ziegelbruchstücke, die, wie sich bald

abzeichnete, zu einem römischen Gutshof gehörten, der in der Folgezeit durch Beobachtungen im Gelände und durch kleine Suchschnitte in seinem ungefähren Ausmaß festgelegt werden konnte. Auf einem Areal von mehreren Hektar liegen mindestens sechs Gebäude, so daß die Anlage zu den größten römischen Gutsanlagen in Baden-Württemberg zu rechnen ist.

Durch häufig auftretenden Windbruch und Rotfäule eines Teils des Baumbestandes wurde 1977 eine Abholzung im Bereich des vermutlichen Hauptgebäudes notwendig. Da eine Aufforstung aus verschiedenen Gründen nicht mehr in Frage kam, mußte eine archäologische Untersuchung in diesem Gebiet durchgeführt werden, zumal Grabungen Unbefugter nicht zu verhindern gewesen wären und somit unweigerlich zur Zerstörung dieses Kulturdenkmals aus römischer Zeit geführt hätten.

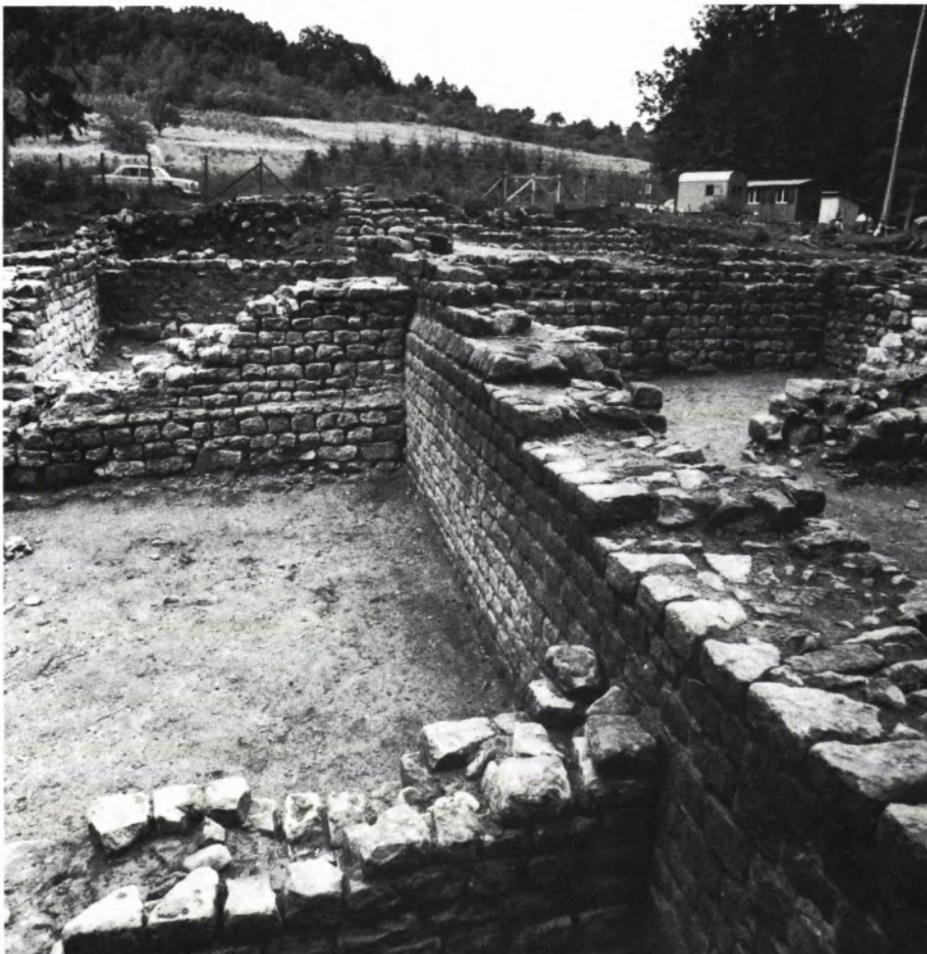
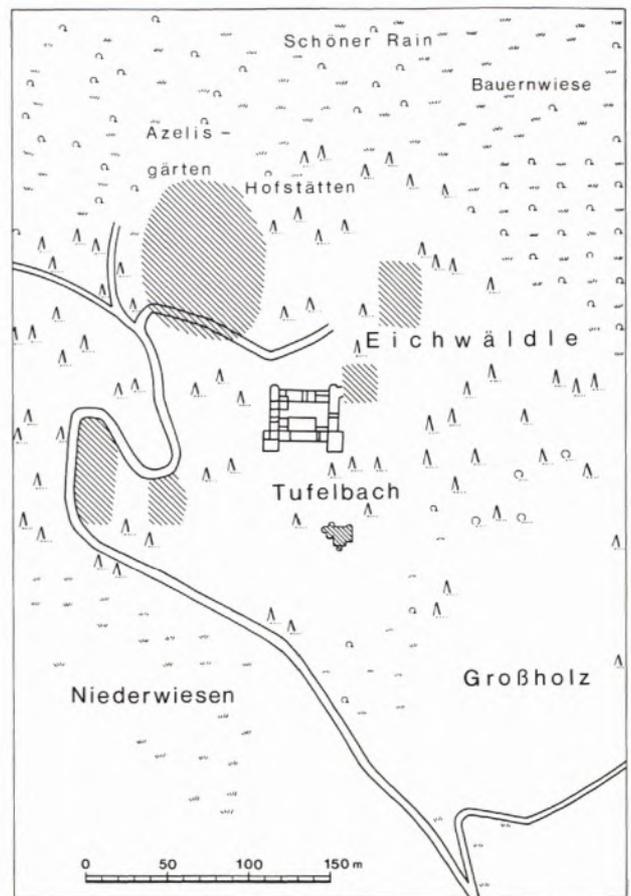
1 DAS HAUPTGEBÄUDE DES GUTSHOFES, Blick von Nordwesten. Die Aufnahme entstand im Sommer 1979. (Luftbild freigegeben vom Regierungspräsidium Tübingen Nr. 42/2412.)



Die Untersuchung des Schutthügels, unter dem nach den Beobachtungen von Ortsvorsteher Schollian das Hauptgebäude des Gutshofes lag, wurde im Mai 1978 begonnen und im November vorläufig abgeschlossen; 1979 wurde das Unternehmen im Mai mit einer für weitere sechs Monate geplanten Kampagne fortgeführt. Die Ausgrabung in Stein ist derzeit die größte und auch kostenintensivste der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamtes.

Eine genaue Vermessung des Geländes und die Erstellung eines Höhenschichtlinienplanes vor Beginn der eigentlichen Grabungsarbeiten hatten ergeben, daß das Waldgelände terrassenartig nach Süden ins Tal abfiel und daß diese Terrassen oder Plateaus wohl künstlich angelegt waren. Daß diese Terrassierung sehr wahrscheinlich bereits in römischer Zeit erfolgte, wird durch ein kleines Badegebäude verdeutlicht, welches südlich des Hauptgebäudes auf einem dieser Plateaus liegt.

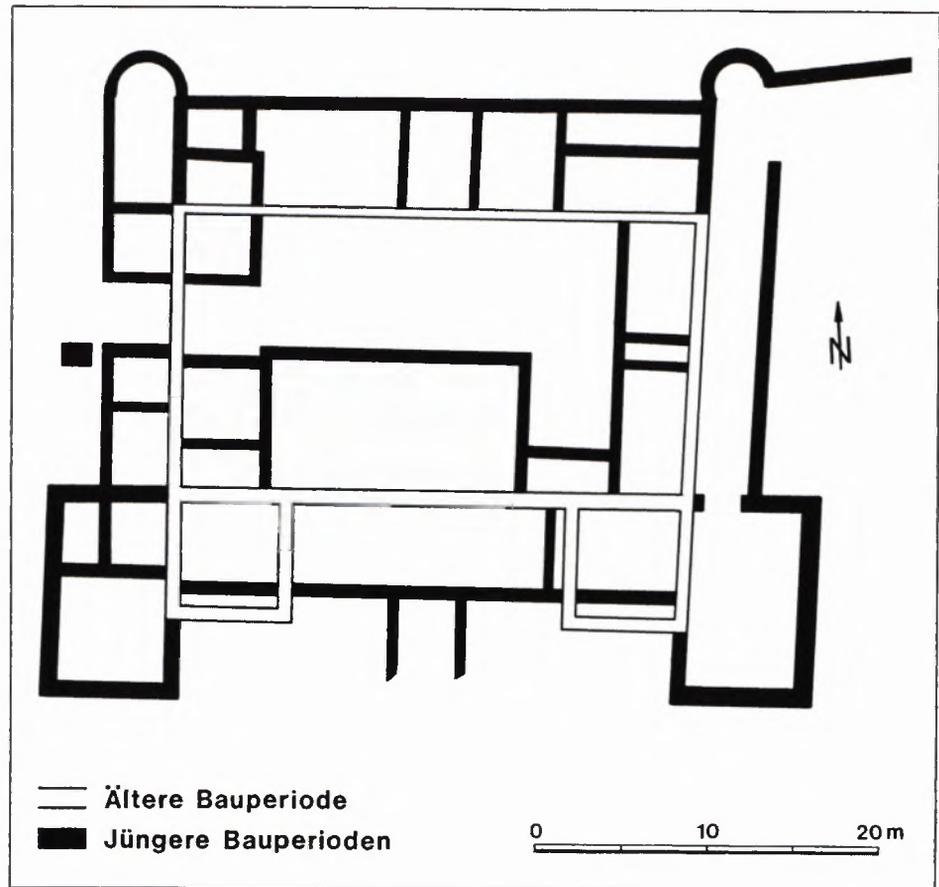
Das Hauptgebäude erwies sich als sogenannte Portikusvilla mit Eckrisaliten, entspricht also einem geläufigen römischen Bautypus in den Provinzen nördlich der Alpen. Die Fassade des Baues mit der Pfeilerhalle (Portikus) und den aus der Frontseite vortretenden Eckbauten (Risaliten) war nach Süden ins Tal orientiert. Mindestens drei Bauperioden und mehrere Umbauphasen konnten nachgewiesen werden, die einen guten Einblick in die Baugeschichte ermöglichen und darüber hinaus vielfältige Details zur Kenntnis und Beurteilung römischen Bauhandwerks vermitteln. Die zutage getretenen baulichen Befunde lassen sich ohne Übertreibung als außergewöhnlich bezeichnen. So ist das aufgehende Mauerwerk aus sorgfältig zugerichteten Sandsteinquadern stellenweise noch über mannshoch erhalten, dazu



2 GESAMTÜBERBLICK über die römische Gutsanlage bei Stein. Die schraffierten Flächen bezeichnen Nebengebäude, die sich als Schutthügel oder durch Oberflächenfunde im Gelände abzeichnen, jedoch noch nicht ausgegraben sind.

3 BLICK VON SÜDEN auf den westlichen Gebäudeflügel. Schräg durch das Bild verläuft die westliche Außenmauer des ältesten Baues, die Mauerteile links davon sind später angesetzt worden, was an den Baufugen deutlich sichtbar wird.

4 VORLÄUFIGER GRUND-
RISSPLAN des Hauptgebäudes
mit Eintragung der wichtigsten
Bauperioden.



konnten die Fußböden aus Mörtelstrich und die steinernen Türschwelle zumeist in ihrer originalen Lage angetroffen werden, auch Herdstellen und Unterbodenheizungen fanden sich, so daß über die einstige Funktion der einzelnen Räume nähere Aussagen möglich sein werden. Eine nicht geringe Anzahl von Architekturteilen, unter anderem Pfeiler, Säulenbruchstücke, Gesims- und Gebälkteile, werden Aufschlüsse über das ursprüngliche Aussehen des Hauptgebäudes erbringen.

Der älteste in Stein errichtete Bau, die Portikusvilla mit Eckrisaliten, besitzt eine Frontseite von 32 Meter Länge. Unter der Portikus und den nur wenig aus der Fassade hervortretenden seitlichen Risaliten befand sich ein durchlaufender Kellerraum, der vom Innenhof des Gebäudes her zugänglich war. Die Mauer bestand aus besonders exakt bearbeiteten Sandsteinquadern, die Maueraußenseiten waren ausgefugt und mit Fugenstrich versehen. In einer zweiten Bauperiode wird die Frontseite monumentaler gestaltet, die Eckrisalite werden abgebrochen und durch größere ersetzt, die Frontseite wird auf 46 Meter verbreitert. Zu der Portikus führt eine breite Treppe hinauf, deren Fundamente noch zu sehen sind. Die Außenmauern des Vorgängerbaues bleiben erhalten, lediglich im ehemals unüberdachten Innenhof scheinen bauliche Veränderungen erfolgt zu sein, so dürfte der kellerartige Raum, der an den westlichen Gebäudeflügel angesetzt ist, in dieser Periode entstanden sein. Verbindliche Aussagen werden jedoch erst nach der wissenschaftlichen Auswertung der Befunde möglich sein. In einer dritten Bauperiode wird das Gebäude nach Norden verlängert, um zusätzliche Räume zu gewinnen. Zudem werden vor die westliche Außenmauer des Baues drei Räume vorgeblendet, die eine stärkere architektonische Betonung des seitlichen Einganges bewirken, und es scheint so, als ob dieser Zugang mit seiner

mächtigen Schwelle und den seitlichen Pfeilern jetzt die Funktion des Haupteinganges übernommen hätte. Die im Rechteck angeordneten großen Sandsteinquader vor diesem Zugang könnten als Fundament für eine Statue oder ähnliches gedient haben. In einer letzten Bauphase werden schließlich an die Ost- und Westseite des Gebäudes zwei Räume mit Apsiden angesetzt. Von der Nordostecke des Baues führt ein Gang zu einem Badegebäude, das die kleine Badeanlage südlich des Hauptgebäudes ersetzt hat. Besonders gut erhalten sind die hypokaustierten Räume dieses jüngeren Bades, das vom Hauptgebäude aus schneller und – des überdachten Ganges wegen – auch bequemer zu erreichen war. Im letzten Ausbaustadium des Hauptgebäudes scheinen im Nord- und Ostflügel die Wohn- und Schlafräume sowie wohl auch die Arbeitsräume untergebracht gewesen zu sein, während im westlichen Gebäudetrakt die Wirtschaftsräume lagen, worauf zwei Herdstellen hinweisen.

Wenn wir versuchen, uns ein Bild vom ursprünglichen Aussehen des Hauptgebäudes zu machen, so muß betont werden, daß die baulichen Befunde der beiden Grabungskampagnen noch nicht ausgewertet sind, hier werden Baugeschichtler und Architekten heranzuziehen sein, so daß die Angaben im jetzigen Stadium zwangsläufig noch sehr allgemein gehalten sein müssen. Das Hauptgebäude der ältesten Bauperiode, die einfache Portikusvilla mit Eckrisaliten, dürfte im Frontbereich zweigeschossig gewesen sein, da das Gelände nach Süden abfällt und im Eingangsbereich um mehrere Meter tiefer liegt als im nördlichen Teil. Es wird zu klären sein, ob die Risalite mit Pyramidendächern, was Rekonstruktionen von O. Paret entsprechen würde, oder mit Satteldächern überdeckt waren, was nach den bisherigen Befunden in Stein mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Ferner wird zu klären sein, ob die Risalitbauten turmartige



5 BLICK VON OSTEN auf den Westflügel des Hauptgebäudes von Stein während der Ausgrabung. Im Vordergrund der überwölbte Heizkanal und ein kleiner hypokaustierter Raum. In der Ecke des Raumes in der linken Bildhälfte ist eine kleine Herdstelle zu erkennen.

Wohnbauten mit kleinen Fensteröffnungen gewesen sind, so wurden diese Bauteile beispielsweise noch von Paret rekonstruiert, oder ob sie nicht als Fortsetzung der Portikus gesehen werden müssen und damit als architektonische Bestandteile im Zusammenhang mit der Gestaltung der Frontseite des Baues aufzufassen wären. Wir hoffen, diese wichtigen Fragen nach Abschluß der Ausgrabungsarbeiten einer Klärung näherbringen zu können. Wesentlich komplizierter ist es, sich konkrete Vorstellungen vom Aussehen des Hauptgebäudes in seinem jüngsten Baustadium zu machen. Die monumental wirkende Fassade hatte eine langgestreckte Eingangshalle, die über eine breite Treppe zu erreichen war. Die Pfeiler der Portikus waren wuchtige quadratische Sandsteinstützen, doch fanden sich im Bereich der Frontseite auch Bruchstücke von Säulen und Halbsäulen mit profilierter Basis. Die Frontseite war zweigeschossig. Die seitlichen Gebäudeflügel und der nördliche Wohntrakt werden eingeschossig gewesen sein. Ihre Überdeckung erfolgte durch Pult- beziehungsweise Satteldächer. Die Dachschrägen gingen teils nach außen; in den Bauteilen, die sich zum Innenhof hin orientieren, fielen sie wohl, italischen Atriumhäusern vergleichbar, nach innen ab. Auch bei der Rekonstruktion dieser jüngsten Bauphasen des Hauptgebäudes wird die völlige Ausgrabung und Erforschung abgewartet werden müssen, doch darf schon zum jetzigen Zeitpunkt angemerkt werden, daß die bisherigen Befunde mit großer Wahrscheinlichkeit weiterführende Aussagen und Vorstellungen vom ursprünglichen Aussehen des Gebäudes ermöglichen werden, die wesentlich über das bislang Bekannte hinausführen werden. Die Kleinfunde der beiden Grabungskampagnen sind noch nicht ausgewertet. Die Restaurierung der Metallfunde ist zwar größtenteils abgeschlossen, doch muß das sehr um-

fangreiche keramische Material gesichtet und, sofern möglich, zusammengesetzt und ergänzt werden. Einige Fundstücke können jetzt schon vorgestellt werden. Im Badegebäude, südlich des Hauptgebäudes, wurde bei einer kleinen Sondage ein Bronzekessel mit eisernem Henkel gefunden, in dem eine Menge von Eisengeräten, so unter anderem ein Schlüssel, eine Sichel, Nägel unterschiedlichster Form und Größe, lagen. Eine Amphore stammt aus dem Hauptgebäude. An sonstigen Kleinfunden sind Münzen, Handwerksgeräte aus Eisen, eine Bronzefibel mit Emailinlagen, ein kleiner Bronzöffel sowie Gegenstände aus Horn oder Knochen, zum Beispiel ein Würfel, Nadeln und Knöpfe, zu erwähnen. Aus dem an das Hauptgebäude angesetzten Bad stammt ein Kerzenhalter aus Bronze mit drei Füßen, die mit plastisch hervortretenden Löwenköpfen versehen und deren Enden als Tierpranken ausgebildet sind. Im Bauschutt des westlichen Eckrisalits, zum ältesten Bau gehörend, fanden sich zwei Fragmente aus weißem Sandstein mit der Darstellung von delphinartigen Meerestieren. Nach den Funden zu schließen, ist die Gutsanlage bei Stein nach der Vorverlegung der römischen Truppen von der Donaulinie auf die Schwäbische Alb erfolgt, einer Truppenverschiebung, die unter Kaiser Domitian in den achtziger Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr. stattfand. Die Hofanlage hat dann, mehrfach umgebaut und vergrößert, bis nach 230 n. Chr. Bestand gehabt. Als die germanischen Alamannen um 233 n. Chr. erstmals die Grenzbefestigung des obergermanisch-rätischen Limes durchbrechen und in das Hinterland einfallen, geht die römische Kultur und Zivilisation unseres Raumes ihrem Ende entgegen. Eine große Zahl von Gutshöfen ging seinerzeit in Flammen auf, wurde zerstört und von ihren Bewohnern verlassen, wohl auch die Gutsanlage bei Stein.



6 FUNDE AUS BRONZE UND KNOCHEN. Oben Fibel mit Emailleinlagen, Löffel und Schnalle; unten Würfel, Schreibgriffel sowie Nähnadel.

7 AMPHORE UND BRONZEKESSEL mit Eisenhenkel. Das Vorratsgefäß wurde im Hauptgebäude gefunden, der Kessel im Bad südlich des Hauptbaues.





8 KERZENHALTER. Fund aus dem Humus im Bereich des nordöstlich vom Hauptgebäude liegenden Bades. Der aus Bronze gegossene Gegenstand ist etwa 6 cm hoch. In der Mitte der drei Füßchen, die in Tierpranken enden, sitzen stilisierte Löwenköpfe.

Die Ausgrabung des Landesdenkmalamtes ist bei der Bevölkerung auf großes Interesse gestoßen. Weit über 15 000 Besucher, darunter eine große Anzahl von Schulklassen, konnten bislang an Ort und Stelle über die römische Besiedlungs- und Kulturgeschichte unseres Landes informiert werden. Entscheidenden Anteil an dieser fruchtbaren Öffentlichkeitsarbeit hatten die Mitglieder vom „Verein zur Erforschung und Erhaltung der Kulturdenkmale in Stein“, die an jedem Wochenende Führungen abhielten und mit ihrem tatkräftigen Einsatz die Arbeit des Landesdenkmalamtes in vielfältiger Weise unterstützten. Am 29. 1. 1979 wurde der Verein vom Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg mit der Auszeichnung „Vorbildliche kommunale Bürgeraktion 1978“ geehrt.

Noch im Spätherbst des Jahres 1978 wurde mit der Konservierung der Mauern begonnen, die Konservierungsarbeiten am Hauptgebäude werden im Frühjahr 1980 abgeschlossen sein. Es ist geplant, im Jahr 1980 das Badegebäude im Nordosten des Hauptbaues völlig freizulegen und anschließend zu konservieren, ebenso die kleine



9 MEERESTIER. Zwei Fragmente eines delphinähnlichen Tieres aus weißem Sandstein wurden im Bauschutt des ältesten Gebäudes gefunden, sie könnten im Giebsfeld eines Eckkrisaliten angebracht gewesen sein.

Badeanlage im Süden des Hauptgebäudes. Ziel unserer Arbeit, die vom Landkreis Zollernalbkreis und der Stadt Hechingen dankenswerterweise nachhaltig unterstützt wird, ist es, eine Anlage zu schaffen, die dem Besucher mehrere Gebäude eines römischen Gutshofes zeigt und einen vorzüglichen Einblick in das Bauhandwerk jener Zeit vermittelt, darüber hinaus über die römische Landwirtschaft und allgemein über die Besiedlung und Kultur unseres Landes in römischer Zeit anschaulich informiert.

In diesem Zusammenhang gilt es, allen Mitarbeitern und besonders den Mitgliedern des Fördervereins für ihren Einsatz zu danken. Wir sind davon überzeugt, daß die beispielhafte Zusammenarbeit zwischen einem bürgerschaftlichen Verein und einer staatlichen Dienststelle auch in den nächsten Jahren ihre Fortsetzung finden wird.

*Dr. Hartmann Reim
LDA · Bodendenkmalpflege
Schloß · Fünfeckturm
7400 Tübingen 1*

Eberhard Wagner: Das Grabungsschutzgebiet „Versteinerungen Holzmaden“

Am 15. Mai 1979 erklärte das Regierungspräsidium Stuttgart auf Grund § 22 Absatz 1 des Gesetzes zum Schutze der Kulturdenkmale das Versteinerungsgebiet Holzmaden zum Grabungsschutzgebiet. Dadurch wurde die alte Verordnung des Reichsnaturschutzgesetzes rechtswirksam ersetzt. Betroffen sind die Gemarkungen der Gemeinden Dettingen unter Teck, Holzmaden, Notzingen und Ohmden und der Städte Kirchheim unter Teck und Weilheim an der Teck im Landkreis Esslingen sowie die Gemeinden Aichelberg, Boll, Dürnau, Hattenhofen, Schlierbach und Zell unter Aichelberg im Landkreis Göppingen.

Diese Maßnahme zum Schutz der Versteinerungen Holzmaden war notwendig, weil diese Region ungewöhnlich reich an Schwarzjura-Versteinerungen ist, die in ihrer ausgezeichneten Erhaltung auf der Erde einzigartig sind.

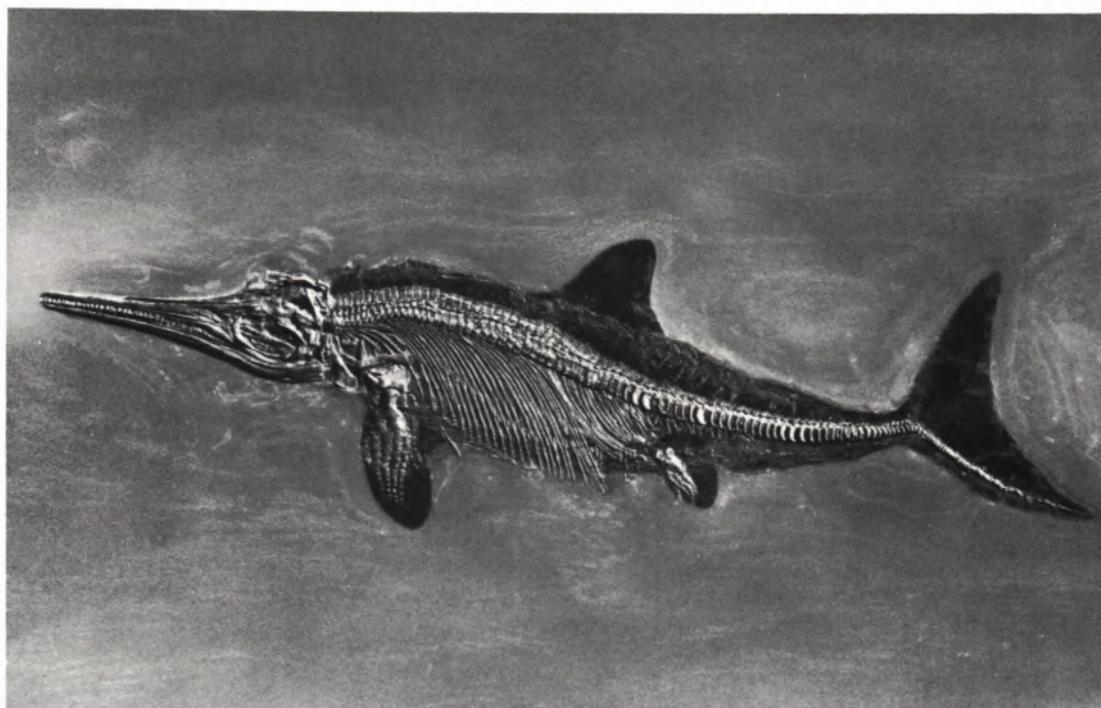
Es ist gewiß eine ungewöhnliche Maßnahme für ein ungewöhnliches Objekt. Denn wer würde schon hinter einem Naturgebilde ein Kulturdenkmal vermuten? Jedoch ist der Begriff „Kulturdenkmal“ nicht allein auf Gegenstände zu beziehen, die menschlicher Tätigkeit entstammen.

Der Jura tritt so augenfällig wie keine andere geologische Formation im außeralpinen Süddeutschland hervor. Er bildet die Schichtstufe der Schwäbischen Alb (Albtrauf) und zieht über Klettgau und Randen zum Schweizer Jura, der zu einem guten Teil aus Juraschichten aufgebaut ist. Größere

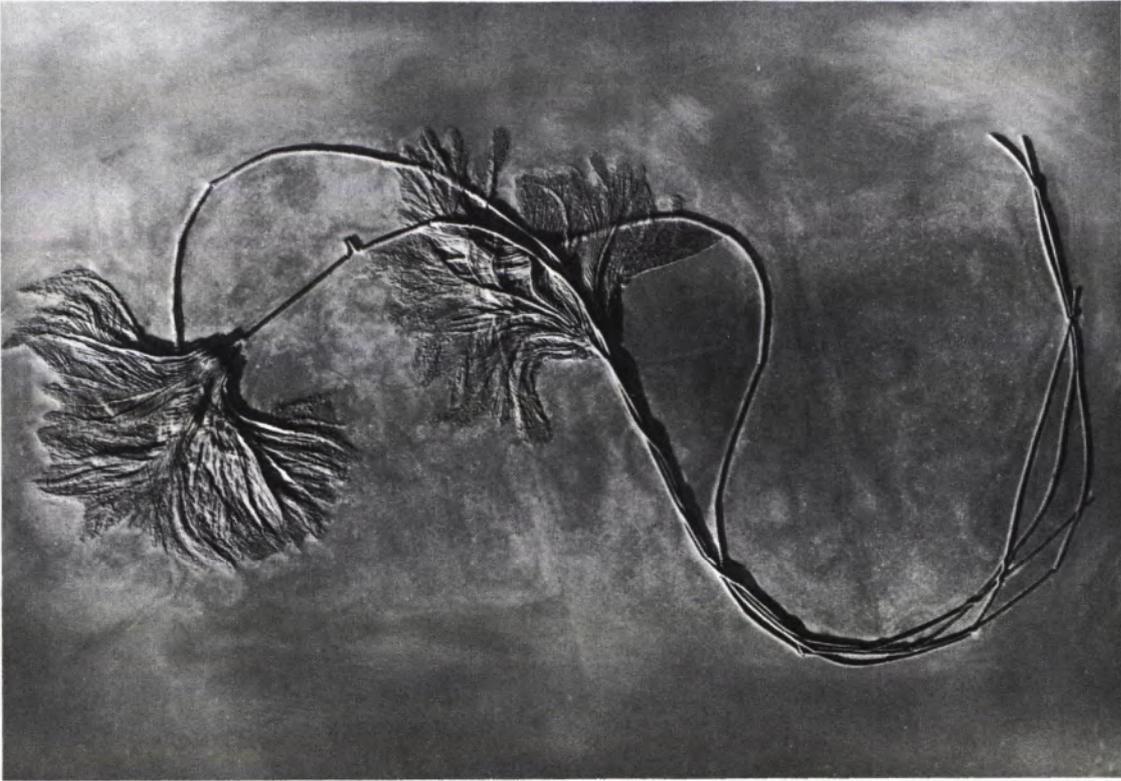
und kleinere Juravorkommen findet man, tektonisch zwischen älteren Schichten versenkt, im Kraichgau, im Bruchfeld von Zabern und im Rheintal entlang der Schwarzwald- und Vogesenlinie.

Der Jura Süddeutschlands besteht aus Meeresablagerungen, die sehr versteinerungsreich sind. Er wird in drei, nach der im Gelände vorherrschenden Farbe ihrer Gesteine bezeichnete Stufen eingeteilt: Weißer Jura oder Malm, Brauner Jura oder Dogger und Schwarzer Jura oder Lias. Friedrich August Quenstedt hat jede dieser Abteilungen in je sechs mit den griechischen Buchstaben alpha bis zeta bezeichnete Stufen gegliedert.

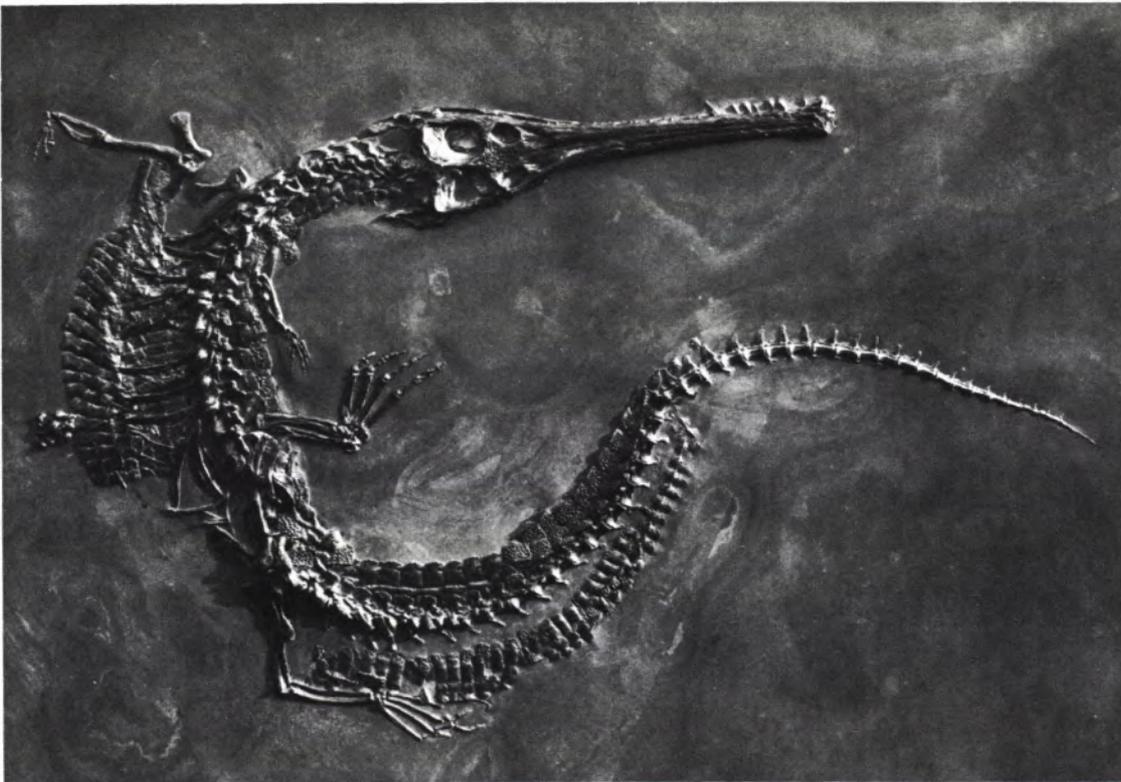
In diesem Zusammenhang interessieren insbesondere die Ablagerungen des Schwarzen Jura. Die weite Ebene der Filder wird durch seine untersten Schichten gebildet. Es sind harte Kalke und Sandsteine, die überreich an Versteinerungen, insbesondere Ammoniten und Muscheln, sind. Die typische Juralandschaft baut sich jedoch erst jenseits des Neckars auf, wo das unmittelbare Vorland der Alb allmählich anzusteigen beginnt. Es ist ein fruchtbares, dicht besiedeltes Land; Feld, Wiesen und Wald wechseln in bunter Folge. Vor dem eigentlichen Albaufstieg breitet sich nochmals eine kleine Ebene aus, die von den Posidonien-schiefern gebildet wird. Der Name rührt her von der kleinen, nach dem griechischen Meeresgott Poseidon benann-



1 ICHTHYO-
SAURIER
(*Stenopterygius
quadriscissus*
E. Fr.) mit
vollständiger
Hautbeklei-
dung;
Länge 1,2 m.



2 SEE-
LILIEN
(*Seirocrinus
subangularis*
Mill.);
Größe 1,58
auf 2,88 m.

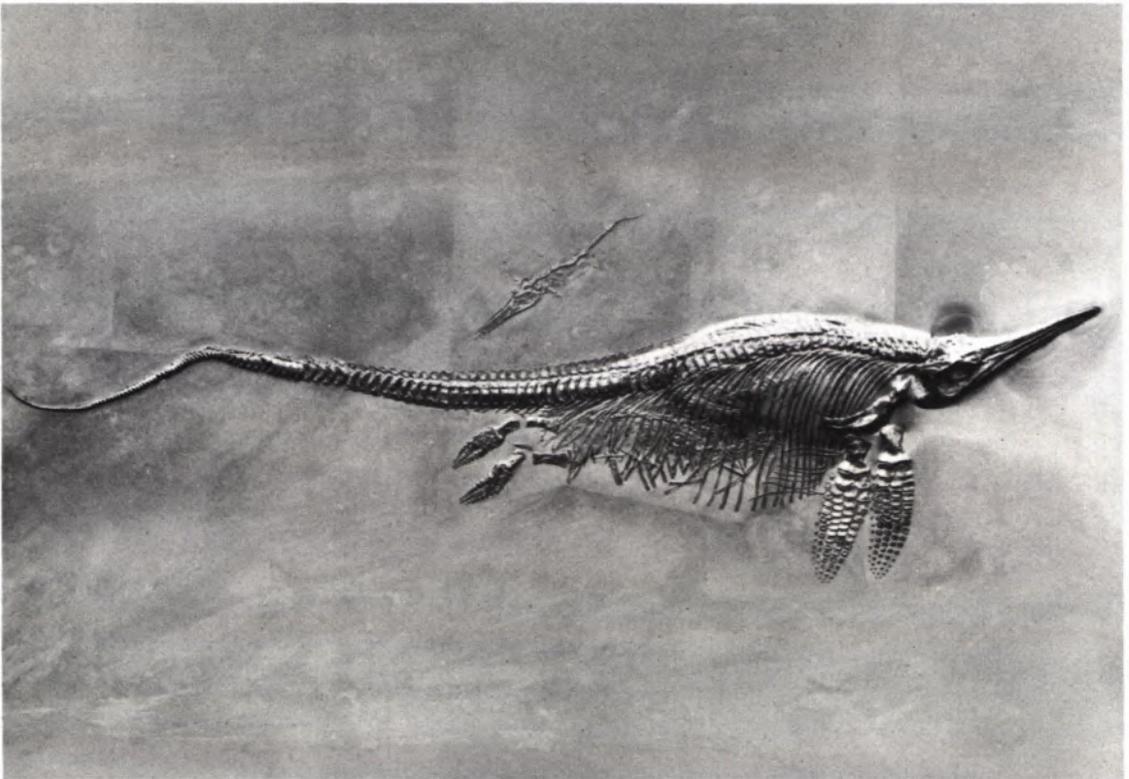


3 MEER-
KROKODIL
(*Steneosaurus
bollensis*);
Länge 2,7 m.

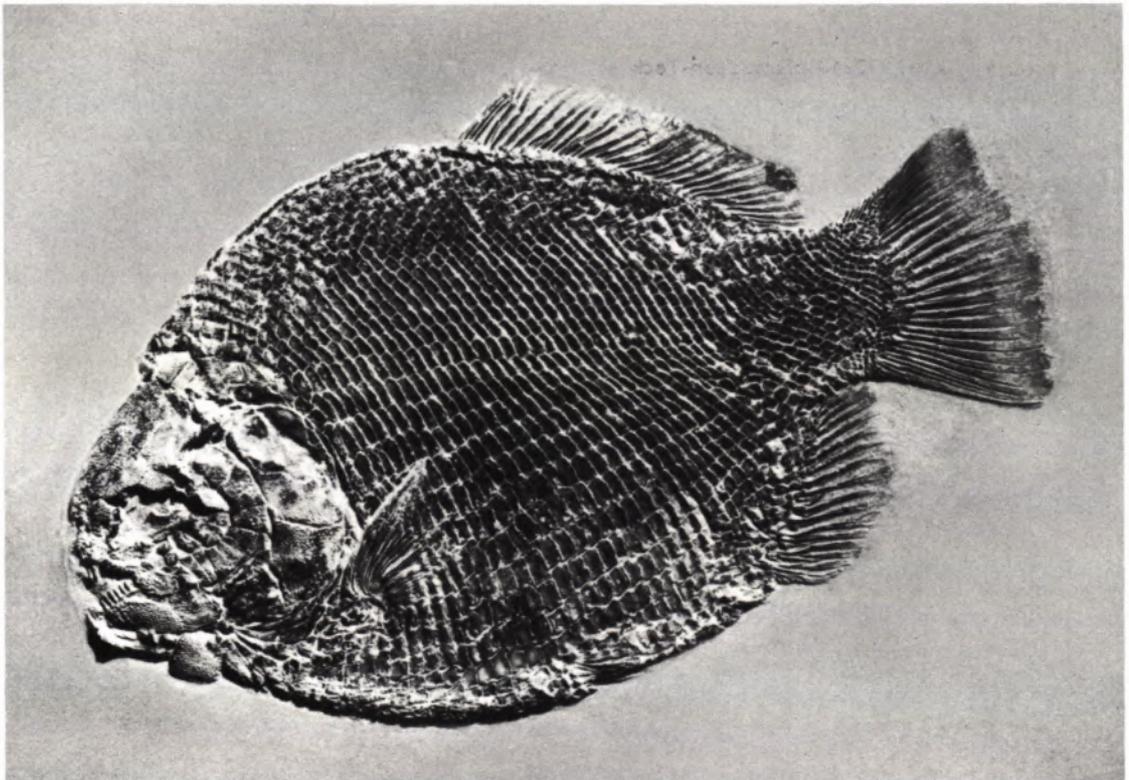
ten Muschel *Posidonia Bronni* Quenstedt. Sie ist das Leitfossil und die für diese Ablagerung charakteristische Versteinerung. Ihrer ursprünglichen Entstehung nach sind diese Ölschiefer marine Faulschlammbildungen, die an Kontinentalrändern zur Ablagerung kamen. Die dunkle, blaugraue Färbung kommt vom reichlich vorhandenen Bitumen (Mineralöl) und von fein verteiltem Schwefelkies. Als Erdölmuttergestein sind solche Faulschlammgesteine von hervorragender wirtschaftlicher Bedeutung. Für die

Ablagerung und Fossilisation verendeter Lebewesen in diesen Meeresschlickten ist der Sauerstoffhaushalt von entscheidender Bedeutung: Ist viel Sauerstoff vorhanden, kommt es zur Verwesung. Wenn nicht genügend Sauerstoff vorhanden ist, und nicht zur Verwesung des gesamten organischen Materials ausreicht, kommt es zur Fäulnis. Liegt aber die Grenze des sauerstoffhaltigen Wassers über dem Meeresboden, so existieren auf dem Meeresboden keine Lebewesen, auch keine Fäulnisbakterien. Dies ist der

4 ICHTHYOSAURIER
(*Stenopterygius crassicostatus* v. H.) mit einem geborenen Jungen und Embryonen im Leib.
Länge 3,1 m.



5 SCHMELZSCHUPPENFISCH
(*Dapedius punctatus* Ag.);
Länge 0,33 m.



Grund für den Fossilienreichtum, da wegen der fehlenden Aasfresser die Erhaltungsbedingungen vorzüglich sind. Die Schieferbrüche um Holzmaden, Zell, Ohmden und Boll sind zumindest schon seit dem Hochmittelalter in Betrieb. Immerhin wurden bereits auf der Burg Hohenstaufen Bodenplatten aus Schiefer verlegt. Der Abbau gilt dem sogenannten Fleins, einer nur achtzehn Zentimeter dicken Schieferschicht, die sich durch gleichmäßige Schichtung und Festigkeit auszeichnet. Der Fleins spaltet in der Regel zwei-

mal. Seine schöne bruchrauhe Oberfläche, die über und über mit Muschelschalen bedeckt ist, wird heute ausschließlich für innenarchitektonische Zwecke verwendet. Die Schieferbrüche waren früher im allgemeinen fünf auf acht Meter große Gruben, deren Abbau nach Art des wandernden Steinbruches vor sich ging, indem nämlich jeweils der ausgebeutete Grubenteil mit dem Abraum der Abbaustrecke verfüllt wurde. Heute ist fast das gesamte Gelände um Holzmaden, in dem der Fleins zwischen zwei und

vier Meter unter der Oberfläche liegt, ausgebeutet. So sind die heutigen Schieferbrüche alle auf Gebiete ausgewichen, in denen der Fleins bis zu zehn Meter tief liegt und nur noch unter Einsatz schwerer Maschinen erreichbar ist. Die früher übliche Handarbeit ist dadurch weitestgehend ersetzt.

Der Schiefer enthält je nach Schicht und Ort bis zu zwanzig Prozent organische Substanz und brennt deshalb. Durch Schwelen (trockene Destillation) wird das Bitumen zersetzt, und man erhält drei bis sieben Prozent Schieferöl. Auf den nach Fleins ausgegrabenen Steinbruchgeländen bei Holzmaden, Zell, Boll und Ohmden sind durch Unachtsamkeit immer wieder große Schieferbrände entstanden:

„Unter Eberhard III. 1668 geriet eine Schiefergrube bei Boll in Brand. Niemand wußte dem Brand zu wehren, der selbst das Wunderbad zu ergreifen drohte. Während des 6 Jahre dauernden Brandes floß aus dem Boden ein Öl, das die Leute als Steinöl verkauften“ (O. Fraas).

Öl und Teer aus den Posidonienschiefen fanden unter vielerlei Namen, auch in der pharmazeutischen Industrie, Verwendung. Die heute wieder besonders aktuelle Frage nach der Gewinnung von Heiz- und Kraftstoffen ist wegen der geringer Wirtschaftlichkeit nicht von Bedeutung.

Es ist nicht genau zu sagen, zu welchem Zeitpunkt man erstmals auf die versteinerten Reste einer Tierwelt aufmerksam wurde, die vor rund 150 Millionen Jahren im Jurameer lebte. Sicherlich sind die massenhaft vorkommenden Ammoniten und Muscheln den Schieferbrechern zu allen Zeiten aufgefallen, weil sie auf den natürlichen Spaltflächen des Schiefers zu sehen sind. Anders ist es jedoch bei den im kompakten Gestein eingebetteten Wirbeltierresten. Wohl besitzt das Staatliche Museum für Naturkunde in Stuttgart präparierte Ichthyosaurier, die noch aus dem königlichen Naturalienkabinett stammen. Es ist aber das unstrittige Verdienst von Dr. h. c. Bernhard Hauff (1866 bis 1950), durch sorgfältige Bergung und Präparation die Versteinerungen des Holzmadener Posidonienschiefers weit über die Gelehrtenwelt und auch weit über die Grenzen des Landes hinaus berühmt gemacht zu haben. Aus der privaten Sammlung von Hauff entstand in den Jahren 1967 bis 1971 in Holzmaden das neue Museum Hauff, das eine Kostbarkeit für Kenner ist.

Auf die Frage, warum gerade der Raum um Holzmaden so reich an Fossilien ist, gibt es Antworten mehr als genug. Nach der Theorie von Pompeckij haben in dem damaligen Meer Verhältnisse geherrscht, wie sie heute ähnlich im Schwarzen Meer beobachtet werden können. Durch schmale Verbindungswege mit dem freien Ozean erfolgte nur geringe Zufuhr an frischem Wasser. So bildeten sich, begünstigt durch reiches Planktonleben in den oberen Wasserschichten, am Meeresboden giftiger Schwefelwasserstoff und Bitumen. Durch Drehkreisströmungen reicherte sich an bestimmten Zentren das Treibgut an. So konnten durch Zusammentreffen vielerlei günstiger Voraussetzungen in dem feinen Meeresschlamm die Einschlüsse an bestimmten

Punkten häufiger und in Ausnahmefällen ganz besonders schön erhalten werden.

Zum Entdecken der Versteinerungen gehört ein geschultes Auge. In der Regel ist auf der Oberfläche des Gesteins, außer höchstens einer flachen Aufwölbung, vom fossilen Einschluß nichts zu sehen. Lediglich im Querbruch sind Knochen an ihrer braunen Farbe im grauen Schiefer erkennbar. Nun ist es Aufgabe des Fachmannes, an den Querbrüchen Art, Größe und Lage der Versteinerung festzustellen und Stück um Stück der oft vielfach zerschlagenen Schieferplatten zusammenzufügen. Oft führt erst stundenlanges, ja tagelanges Suchen und Probieren zum Erfolg. Die genaue Untersuchung auf Vollständigkeit, Erhaltung und Einbettung nimmt der Präparator in der Werkstatt vor. Als Werkzeuge dienen Meißel, Messer, Grabstichel und als unentbehrliche Hilfsmittel Lupe und Binokularmikroskop. Gestein und Fossil bilden eine feste Masse. Sie lassen sich nicht einfach auseinanderspalten. So wird in vorsichtiger Schneide- und Schabarbeit Knochen um Knochen freigelegt, wobei den geübten Präparator lediglich die andere Farbe des Fossils leitet. Eine große Seltenheit, aber zugleich ein Gradmesser für die Qualität der Präparation ist die Erhaltung sogar hauchdünner Haut- und Muskulaturreste bis zum ganzen Körperumriß. Je vorsichtiger und feiner diese mühevollen und zeitraubende Arbeit ausgeführt wird, desto wissenschaftlich wertvoller und schöner ist dann das Präparat.

Die Präparation und der Verkauf von Fossilien sind seit eh und je kommerzieller Bestandteil der Schieferbruchunternehmen. Ihre Existenz gründet sich sogar wenigstens zum Teil darauf. Die neue Grabungsschutzverordnung besagt, daß wissenschaftlich wertvolle Fossilien bei ihrer Entdeckung Eigentum des Landes werden. Dies würde einen empfindlichen Eingriff in die Kostenstruktur der Betriebe bedeuten, wäre nicht durch die Verordnung gleichzeitig Vorsorge getroffen, daß zum einen für die Entdeckung einer Versteinerung eine Fundprämie bezahlt und zum anderen die Kosten für die Bergungsarbeit und versäumte Arbeitszeit erstattet würden. Aufwandsentschädigung und Prämie richten sich hierbei nach dem Wert des Stückes. Dieser Wertung liegt auch eine Unterscheidung in „Kulturdenkmal“ und „Nichtkulturdenkmal“ zugrunde, die sich ausschließlich nach dem wissenschaftlichen Wert orientiert. Die Wertung und Entscheidung trifft das Staatliche Museum für Naturkunde, das auf der rechtlichen Basis einer institutionalisierten Regelhilfe für das Landesdenkmalamt tätig wird. Als Fachmann vor Ort und ehrenamtlicher Beauftragter für das Grabungsschutzgebiet „Versteinerungen Holzmaden“, dem auch Funde gemeldet werden müssen, ist Herr Dr. Hauff, Holzmaden, bestellt worden.

*Dr. Eberhard Wagner
LDA · Bodendenkmalpflege
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1*

DENKMALPFLEGE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT
DES LANDESDENKMALAMTES

8. JAHRGANG 1979

Inhaltsverzeichnis

Peter Anstett	Die alte „Polizeidirektion“ in Baden-Baden wird nicht abgebrochen Eine Entscheidung der Landesregierung	45
Doris Ast	Kirchenmalertagung zum Thema: Probleme der Befunde und der Raumfassung	102–104
Rolf-Heiner Behrends, siehe: Mitteilungen (Limeswanderpfad in Mudau eröffnet)		43
Jörg Biel	Das späthallstattzeitliche Fürstengrab von Hochdorf Wissenschaftliches Kolloquium vom 15. bis zum 18. Mai in Stuttgart	121–122
Norbert Bongartz	Die Südkirche in Esslingen Rekonstruktion der ursprünglichen Farbigkeit im Kircheninneren	41
Norbert Bongartz	Von alten Häusern und neuem Bauen Unsere gebaute Umwelt im Kinderbuch – eine kleine Übersicht	123–125
Norbert Bongartz, siehe: Veränderungen (Soll unser Dorf noch schöner werden?)		126–127
Johannes Cramer	Methoden zur Untersuchung verputzter Fachwerkhäuser	12–18
Joachim Göricke	Zur geplanten Sicherung der Ruine des Englischen Baues auf dem Heidelberger Schloß	8–11
Eberhard Grunsky	Das ehemalige Warenhaus Knopf (heute Karstadt) in Karlsruhe	57–64
Eberhard Grunsky	Zur Geschichte der neugotischen Spitalfassade in Bad Waldsee	139–147
Eckart Hannmann	Aspekte der Farbigkeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts	108–114
Werner Heinz	Die römische Thermenruine von Badenweiler und die Probleme ihrer Konservierung	165–169
Gabriele Howaldt	Das Haus der Studentenverbindung Normannia in Tübingen, Stauffenbergstraße 21	97–101
Falk Jaeger, siehe: Veränderungen (Unmerklich wandelt sich das Stadtbild)		180–181
Inken Jensen	Ein Brunnen des 17. Jahrhunderts – das älteste Baudenkmal der Stadt Mannheim	77–80
Hubert Krins	Die Arbeitersiedlung „Zeppelindorf“ bei Friedrichshafen	46–56
Barbara Lipps-Kant	Die Klinik für Nerven- und Gemütskranke in Tübingen	1–7
Dietrich Lutz	Der Landgraben bei Heimsheim im Enzkreis oder: Ein ganz „normaler“ Fall	19–23

Lothar Merkelbach		
Die Stadt Trochtelfingen als Gesamtanlage		129–135
Dieter Planck		
Das römische Landgut bei Lauffen		27–35
Dieter Planck		
Brunnenfunde aus dem römischen Kastellort bei Buch, Gemeinde Rainau, Ostalbkreis		115–120
Helmut F. Reichwald		
Instandsetzungsmaßnahmen am Außenbau – Probleme, Möglichkeiten, Methoden		105–108
Hartmann Reim		
Grabungen in einer römischen Gutsanlage bei Stein, Gemeinde Hechingen, Zollernalbkreis		149–154
Brigitte Reinhardt/Sabine Weyrauch		
Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg		70–76
Siegwald Schiek		
Historische Grenzsteine		136–138
Inge Schöck		
Malerei an Scheunentoren		170–176
Richard Scholtz		
Eine alte Zehntscheune wird zu neuem Leben erweckt		65–69
Peter Schubart		
Gedankenlose „Denkmalpflege“ im Detail		94
Peter Schubart, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)		94–95
Wolfgang Stopfel		
Reichenau-Forschung der Universität Tokio		148
Wolfgang Stopfel		
Kulturdenkmäler der Schiene		159–164
Roksanda M. Swoboda		
Die Untersuchung im Kastell Waldmössingen, Kreis Rottweil		24–26
Eberhard Wagner		
Das Grabungsschutzgebiet „Versteinerungen Holzmaden“		155–158
Eberhard Wagner, siehe: Mitteilungen (Buchbesprechung)		127, 183–184
Sabine Weyrauch, siehe: Brigitte Reinhardt/ Sabine Weyrauch		
Bauten jüdischer Dorfgemeinschaften im Kreis Ludwigsburg		70–73
Sabine Weyrauch, siehe: Veränderungen (Ortsgeschichte nur noch im Foto?)		177–179
Abbruchkandidaten mit Zukunft (3)		
Regierungsbezirk Stuttgart		36–40
Abbruchkandidaten mit Zukunft (4)		
Regierungsbezirk Tübingen		81–93
Denkmalpflege und Restaurierung		102–114
Doris Ast		
Kirchenmalertagung zum Thema: Probleme der Befunde und der Raumfassung		102–104
Tagung „Historische Putze am Außenbau“		105–114

Helmut F. Reichwald		
Instandsetzungsmaßnahmen am Außenbau – Probleme, Möglichkeiten, Methoden		105–108
Eckart Hannmann		
Aspekte der Farbigkeit in der Architektur des 19. Jahrhunderts		108–114
Mitteilungen	43–44, 94–95, 127–128, 183–184	
Personalien	42, 96, 182–183	
Tagung „Historische Putze am Außenbau“		105–114
Veränderungen	126–127, 177–181	



1 DAMPFLOKOMOTIVE NR. 85007 DER HÖLLENTALBAHN VON 1933 in Freiburg im Breisgau.

Wolfgang Stoppel: Kulturdenkmäler der Schiene

Denkmäler der Dampflokomotivenzeit erfreuen sich bei Jung und Alt großer Beliebtheit.

Eine ganze Reihe verdienstvoller Vereine bemüht sich, durch Kauf und Restaurierung von Lokomotiven und Wagen und durch den Betrieb von Museumsbahnen um die Erhaltung der eindrucksvollen Zeugnisse einer in der Bundesrepublik nun schon historischen Technik. Der Begriff „Denkmallokomotive“ erscheint bereits als Stichwort in einem Lexikon für Eisenbahnfreunde.

Auch im Regierungsbezirk Freiburg werden solche Bemühungen von der Staatlichen Denkmalpflege unterstützt. Die Eintragung in das amtliche Denkmalsbuch als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ist für solche „Denkmallokomotiven“ vorgesehen, die neben ihrer technikgeschichtlichen auch noch eine besondere heimatgeschichtliche Bedeutung haben. Bereits eingetragen wurde eine vor der Fachhochschule Offenburg stehende Schnellzuglokomotive von 1920, aus der Serie der berühmten badischen IVh, die speziell für Schnellzüge auf der oberrheinischen Flachlandstrecke eingesetzt wurden und Zuggeschwindigkeiten bis 140 km/h fuhren.

Vorgesehen ist die Eintragung auch für eine andere Maschine, die in nur 10 Exemplaren für Sondereinsätze gebaut wurde, und deren Einsatz es ab 1933 ermöglichte, die Zahnradstrecke auf der steilen Höllentalbahn auf Normalbetrieb

umzustellen. Diese Lokomotive soll ihren endgültigen Platz in Freiburg finden.

Neben dem „rollenden Material“ fand die Erhaltung von Kunstbauten und Bahnhofsbauwerken noch nicht im gleichen Maße Interesse. Das liegt sicher auch an den viel größeren Problemen, die deren Schutz aufwirft. Solange etwa Brückenbauwerke noch in Benutzung sind, wie die Gitterträgerbrücke von 1859 über den Rhein bei Waldshut, eine der ältesten noch benutzten Eisenbahnbrücken Deutschlands, oder die Gußeisenbrücke von 1845, die heute in Staufen als Straßenbrücke dient (und in das als Gesamtanlage geschützte Ortsbild einbezogen ist), muß man sich um ihren Weiterbestand kaum Sorgen machen. Die Erhaltung größerer nicht mehr ständig genutzter Anlagen, wie die der strategischen Bahnstrecke zwischen Blumberg und Stühlingen, wird ungeachtet ihrer technikgeschichtlichen Bedeutung auf größte Schwierigkeiten stoßen.

Auf den großen Wert, den etwa die Bahnhofsbauten auch für das kulturgeschichtliche Bild unserer Heimat besitzen, hat jüngst eine Fotoausstellung im Landes pavillon in Stuttgart hingewiesen – „33 Bahnhöfe in Württemberg“.

Im folgenden Bericht sollen die Hochbauten einer merkwürdigen kurzen Bahnstrecke vorgestellt werden, die alle nach einheitlichem Plan errichtet wurden: Die von der



2 ENDBAHNHOF LENZKIRCH auf der letzten Teilstrecke der Linie nach Bonndorf. Der Bahnhof wird demnächst einem Kulturzentrum weichen.



3 ENDBAHNHOF BONNDORF. Er markiert den anderen Endpunkt der Teilstrecke. Sein Grundriß ist deshalb spiegel-symmetrisch zu dem von Lenzkirch angelegt.



4 HAUPTGEBÄUDE LENZKIRCH. Mit verziertem Fachwerk wird dieser Teil der Bahnhofsgebäude gegenüber den Nebenbauten besonders betont.

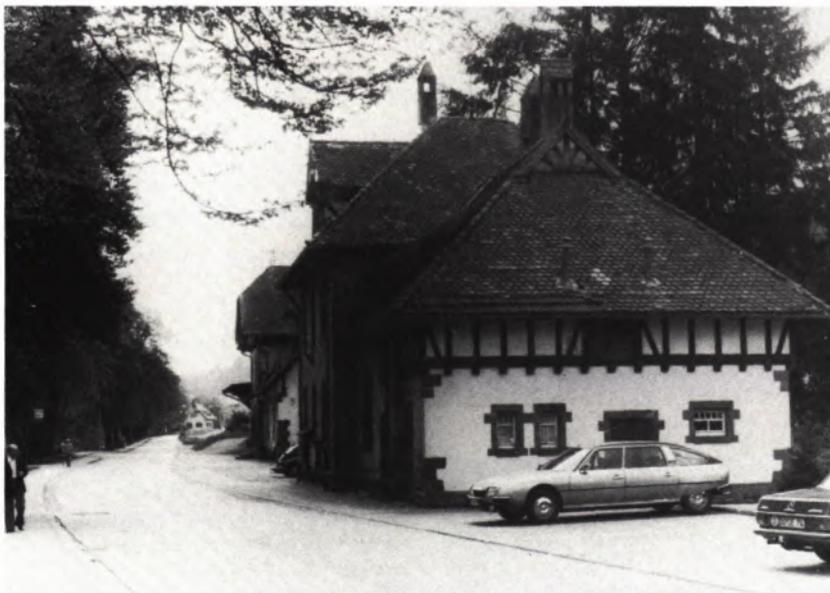
5 STATION UNTERLENZKIRCH.

Sie zeigt, im Vergleich mit der folgenden Station, wie einheitlich die Gebäude der Strecke konzipiert wurden.



6 STATION GÜNDELWANGEN. Hier

sieht man, daß auch die Haltepunkte wie die Bahnhöfe annähernd die Spiegelbildlichkeit der Gebäude wiederholen.



7 NEBENGEBÄUDE LENZKIRCH. Das einfache Fachwerk gehört zum Kleintierstall, der sich bei ländlichen Bahnhöfen an das Dienstwohngebäude anschloß.



8

9



10

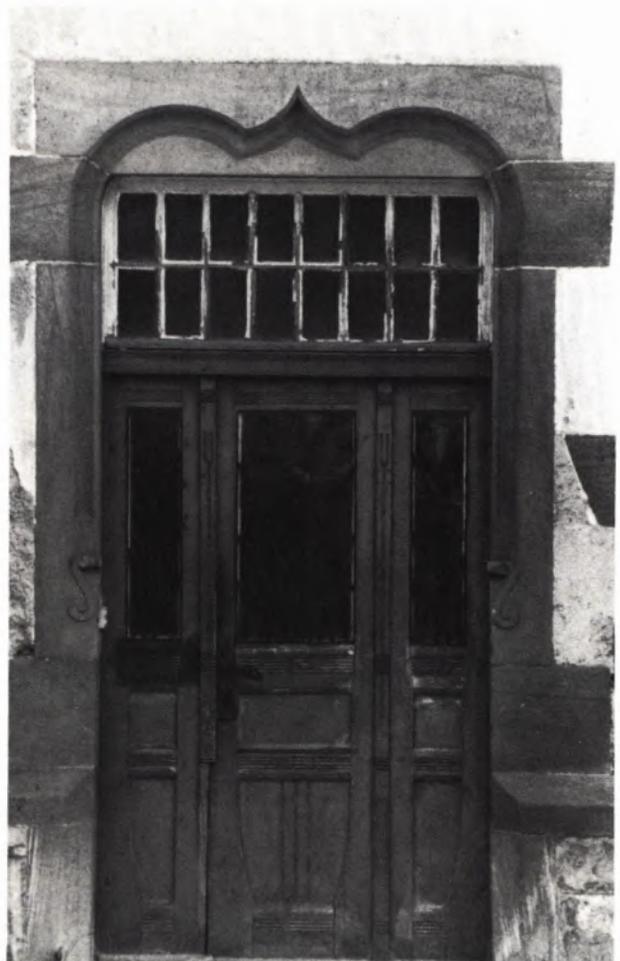


8 und 9 STATION KAPPEL-GRÜN-
WALD. Der Stil der Bahnhöfe ist auch an
diesem Haltepunkt zu finden. Die Gestal-
tung ist aber weniger aufwendig, wie die
Fensterfronten und der Verzicht auf das
Giebelfachwerk zeigen.

10 DIE BAHNWÄRTERHÄUSER
sind wieder eine Stufe einfacher gehalten,
aber der einheitliche Entwurf aller Hoch-
bauten der Bahnlinie läßt sich auch bei
ihnen erkennen.



11 TIERKÖPFE zieren die Ortgangbretter an allen Güterhallen.



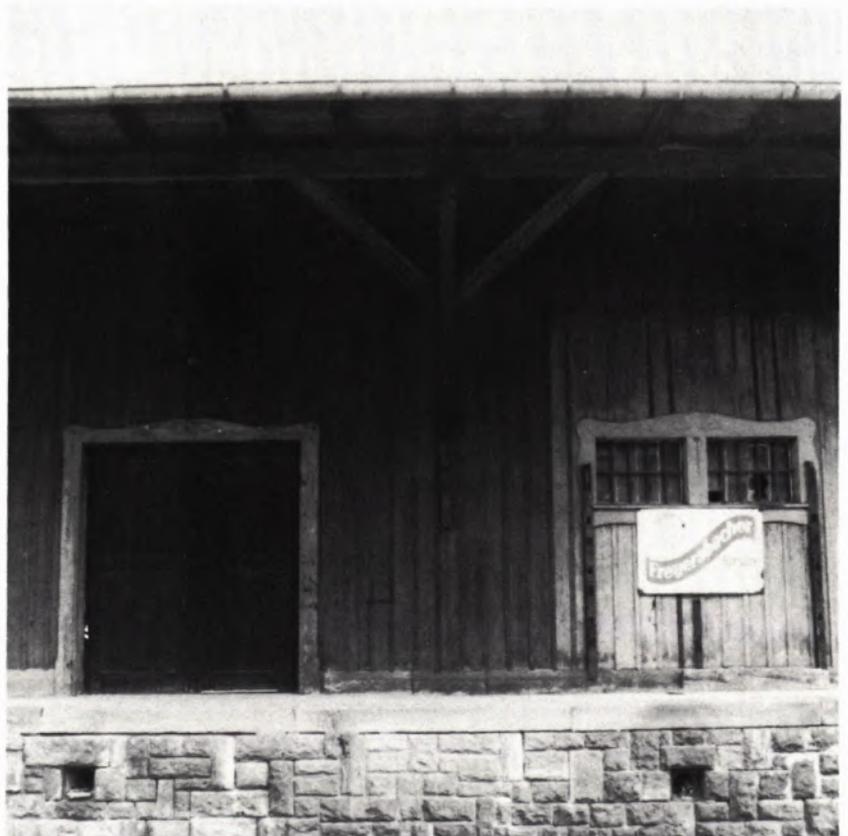
12 DIE TÜREN sind in sparsamen Jugendstilformen gehalten.

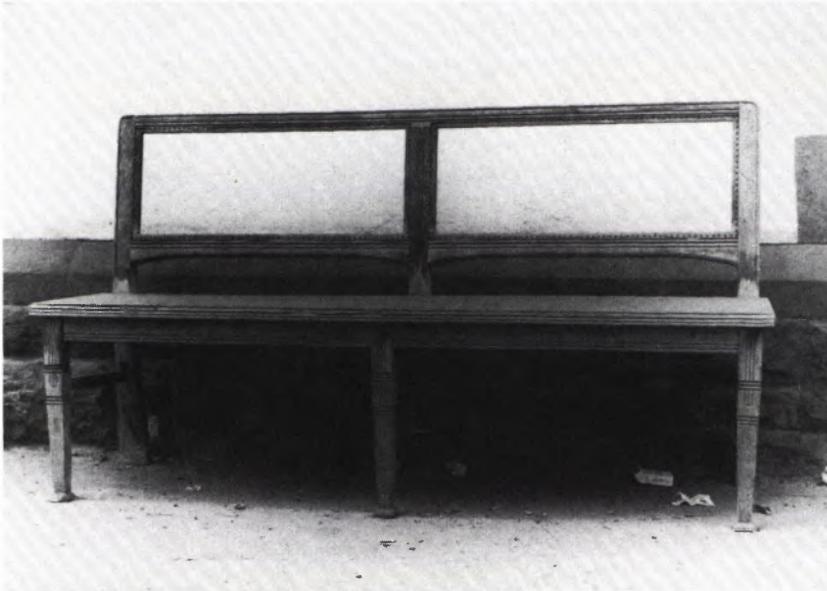
13 JUGENDSTIL an Dachluken . . .



14 . . . AN FENSTERN der Güterhallen.

15 DETAILGESTALTUNG auch an den Türen der Güterhallen.





16 DIE JUGENDSTILMÖBEL der Stationen sind bis auf wenige Einzelstücke nicht mehr erhalten.

Bahnstrecke Neustadt im Schwarzwald–Donaueschingen abzweigende Linie nach Bonndorf. Sie wurde im Jahre 1907 eröffnet. Albert Kuntzemüller rechnet sie in seinem Buch über „Die badischen Eisenbahnen“ kurzerhand unter die Fehlbauten und macht für die unglückliche Trassierung dieser Bahnstrecke nicht nur die damalige Regierung, sondern auch die übertriebene Kirchturmspolitik der Abgeordneten verantwortlich. Der merkwürdige Verlauf dieser Strecke erforderte im Bahnhof von Lenzkirch, das unbedingt berührt werden mußte, die Anlage einer Spitzkehre, damit die Züge in diesem Bahnhof gewendet werden konnten. Zur Strecke gehören die beiden Bahnhöfe Lenzkirch und Bonndorf und die Haltepunkte Kappel-Grünwald, Unterlenzkirch und Gündelwangen. Alle diese Hochbauten samt den zugehörigen Dienstgebäuden, Bahnwärterhäuschen und Güterschuppen sind in einem einheitlichen Stil und in allen Details entworfen. Die sauber gezeichneten und angelegten Pläne haben sich, mindestens für den Bahnhof Lenzkirch, erhalten. Für die Bauten dieser Strecke trifft sicher zu, was Erlasse der zuständigen Ministerien aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts erreichen wollten: „... daß bei der Errichtung oder dem Umbau von kleineren Stationsgebäuden und Bahnwärterhäuschen auf dem Lande mustergültige Beispiele von Bauten, die sich dem Landschaftsbilde oder der örtlichen Bauweise einfügen, leicht geschaffen werden könnten und so auch auf diesem Gebiete zur Erziehung des Geschmacks der Bevölkerung beigetragen würde.“

Die beiden Bahnhöfe beherbergen die notwendigen Diensträume einschließlich der Wartesäle für die II. und III. Klasse, aber auch die Wohnungen für Stationsvorsteher und Stationswart einschließlich eines Zimmers für den Gehilfen. Die Idylle des ländlichen Bahnhofs wird vervollständigt durch den an das benachbarte „Dienstwohngebäude für Bahnmeister und Weichenwärter“ angebauten Kleintierstall mit Heuspeicher.

Im Baustil der Eisenbahngebäude gehen die Anklänge an die heimische Bauweise des Schwarzwaldes über die Bretterverkleidungen der Nebengebäude und die relativ großen Krüppelwalmdächer nicht hinaus; die landhausartige Gestaltung mit Fachwerkgiebeln und gotisierenden Sandsteinteilen entsprach aber sicher der um die Jahrhundertwende üblichen Bauweise in den vom Fremdenverkehr entdeckten Städtchen. Interessant ist das Auftreten einzel-

ner Details aus dem Formenschatz des Jugendstils, etwa bei den Dachlukern und den Fenstern der Güterhalle.

Die Bahnhöfe Lenzkirch und Bonndorf sind über spiegelsymmetrischem Grundriß angelegt und markieren so Anfang und Ende der letzten Teilstrecke nach der Spitzkehre.

Leider sind die Tage der Bahnhofsanlage Lenzkirch gezählt: Die Erweiterung des Kurparkes kann bei den beengten örtlichen Verhältnissen nur auf dem Gelände des ehemaligen Sackbahnhofs erfolgen. An die Stelle des Bahnhofs wird das neu geplante Kurzentrum treten.

Alle übrigen Stationsgebäude der Strecke sollen erhalten bleiben. Der Haltepunkt Unterlenzkirch ist bereits in Privathand und wird vom Besitzer als Wohnhaus restauriert. Die Stationen Kappel-Grünwald und Bonndorf befinden sich noch im Besitz der Deutschen Bundesbahn. Der Haltepunkt Gündelwangen gehört der Stadt Bonndorf. Es ist zu hoffen, daß die Besitzer alles daran setzen, diese interessanten Bauten im originalen Zustand zu erhalten, auch wenn sie ihre ehemalige Funktion nicht mehr erfüllen, und sicher gewisse Einschränkungen für neue Nutzungsmöglichkeiten bestehen werden.

Es wurde vereinbart, daß beim Abbau des Lenzkircher Bahnhofs alle interessanten und einmaligen Detailelemente ausgebaut und gelagert werden. So stellen sie ein Material für Instandsetzungsarbeiten an den übrigen im gleichen Stil errichteten Gebäuden dar, das sonst mit hohen Kosten neu angefertigt werden müßte.

Die hier wiedergegebenen Fotos entstanden anläßlich einer Aufnahme der Bauten dieser von Anfang an unwirtschaftlichen und inzwischen aufgegebenen Strecke. Die Dokumentation wurde von den damaligen Regierungsbaureferendaren Sabine Daiber, Ottmar Dorn und Klaus Schulz zur Wiesch während ihrer Ausbildung am Landesdenkmalamt erstellt.

Dr. Wolfgang Stopfel
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Colombistraße 4
7800 Freiburg im Breisgau

Werner Heinz: Die römische Thermenruine von Badenweiler und die Probleme ihrer Konservierung

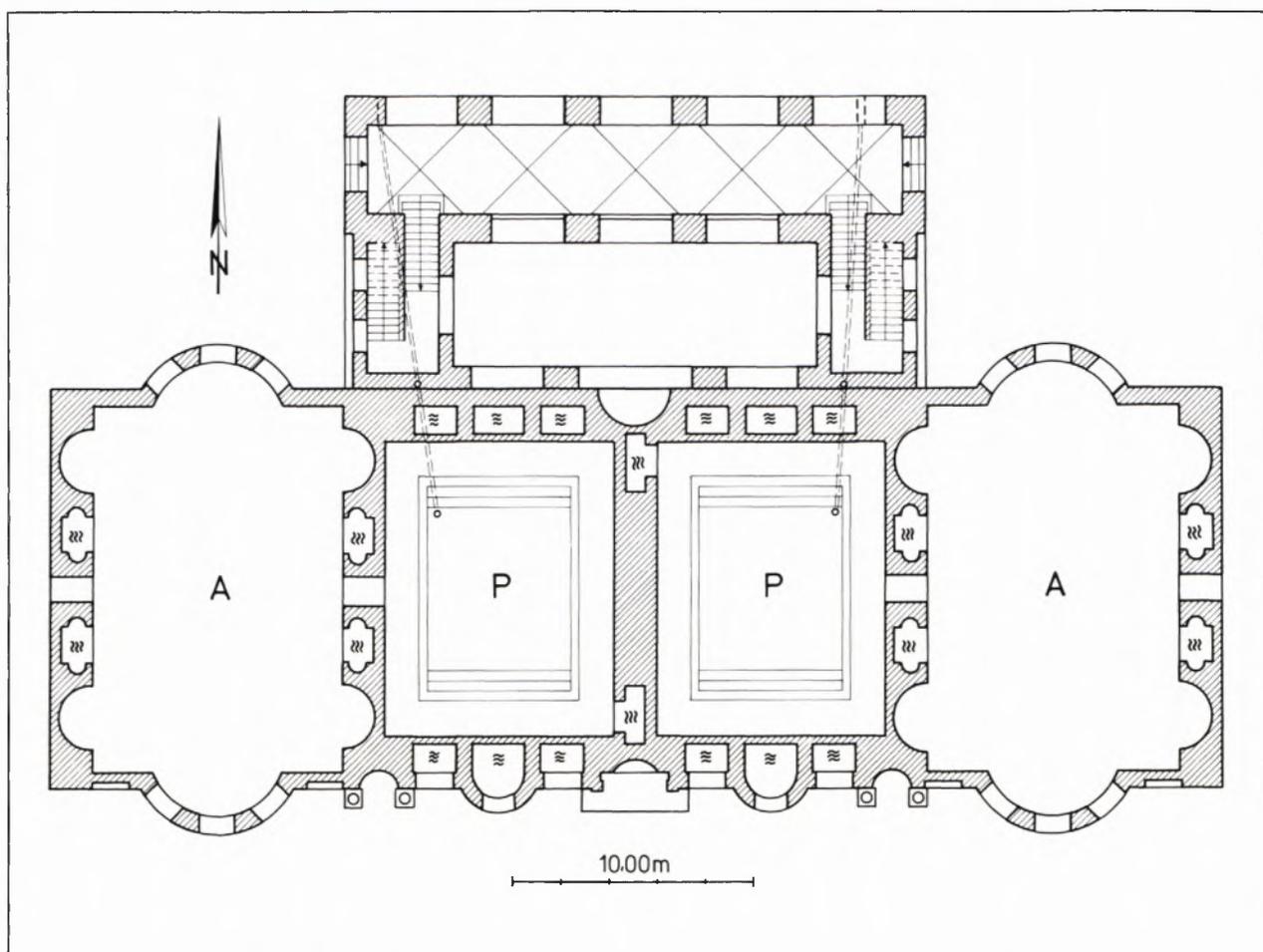
„Man hat durch einen bloßen Zufall auf einer Wiese, die unter der Anhöhe liegt auf welche das Dorf Badenweiler gebaut ist, die Ueberbleibsel eines großen römischen Gebäudes gefunden, welches römische Schwimm- und Schweis-Bäder enthält; vermuthlich die grösste und kostbarste Ruinen eines römischen Gebäudes die in Deutschland entdeckt worden sind.“ Mit diesen Worten leitete Freiherr Wilhelm v. Edelsheim, Geheimer Rat, Minister und persönlicher Ratgeber des Markgrafen Karl Friedrich von Baden, seine während der Ausgrabungen im Jahre 1784 erstellte „Beschreibung, der in der Oberrheinischen Marggrafschaft Baden entdeckten römischen Bäder“ ein. Dem „bloßen Zufall“ allein war die Entdeckung der Ruine sicher nicht zuzuschreiben, höchstens dem Zufall, daß man im Februar 1784 bei der Suche nach geeignetem Steinmaterial für einen geplanten markgräflichen Bau auf die östliche überwölbte Mündung des um die gesamte Badruine hufeisenförmig sich hinziehenden Abwasserkanals stieß. Der Burgvogt, der den Markgrafen von dem Fund in Kenntnis setzte, erhielt offensichtlich keine Erlaubnis zur weiteren Steinentnahme, sondern die Auflage, das Gewölbe zu untersuchen. Als kurze Zeit später nochmals der Abbruch der Ruine drohte, schaltete sich Minister von Edelsheim ein und ordnete die vom Markgrafen nachträglich gebilligte Fortsetzung der Ausgrabungen an.

Freiherr v. Edelsheim (1737 bis 1793), von Haus aus Diplomat und Staatsmann, lebte in einer Zeit, die sich mit den Denkmälern der griechisch-römischen Antike erstmals systematisch beschäftigte. 1764 erscheint Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Altertums“, zwei Jahre später Lessings „Laokoon“. In Italien kämpft Giovanni Battista Piranesi (1720 bis 1778), berühmt durch seine Stiche antiker Bauwerke in Rom, für die These, daß die römische Baukunst der griechischen überlegen sei. Antonio Chichi schafft im ausgehenden 18. Jahrhundert eine Serie von maßstabgetreuen Korkmodellen eben der Bauten, die Piranesi in Ansichten festgehalten hat. Die bildende Kunst nimmt sich antiker Inhalte an, was sich in einer Fülle verschiedener Motive etwa in der spätbarocken und rokokozzeitlichen Freskomalerei zeigt oder auch in Glucks Iphigenie- und Orpheus-Opern. Auf diesem hier nur kurz angedeuteten Hintergrund ist es verständlich, daß Edelsheim, der selber etliche Zeit in Rom weilte, aber auch mit römischen Hinterlassenschaften nördlich der Alpen vertraut war, sich mit

Nachdruck für die Erhaltung der Badenweiler Badruine einsetzte. Er erreichte sogar, daß der Markgraf am 20. September 1784 für eine Überdachung der Ruine 1344 fl. bereitstellte. Doch so verdienstvoll alle diese Leistungen auch sind, sie werden übertroffen durch die für die damalige Zeit außerordentlich gründliche Beschreibung, die der Minister, der eigens zu diesem Zweck sich längere Zeit in Badenweiler aufhielt, selber anfertigte. Es handelt sich um den ersten wissenschaftlichen Grabungsbericht, der in Baden-Württemberg überliefert ist.

Verschiedentlich rückte in den folgenden Jahren und Jahrzehnten das Bad in den Mittelpunkt archäologischer Untersuchungen. Doch nie wollte es gelingen, die Baugeschichte in den Griff zu bekommen. Sie zu klären, blieb dem Architekten Hermann Mylius vorbehalten. Seine Methode war einfach: Vom gegebenen letzten Bauzustand zog er alles ab, was sich als Zutat zum gesuchten ursprünglichen Bau erweisen ließ. Auf diese Weise gelang es ihm, ein Bild von dem Bad zu entwerfen, wie es wohl zu Beginn des letzten Viertels des 1. Jahrhunderts n. Chr. gebaut wurde (Abbildung 1). Die im Südteil zweifach axialsymmetrische Anlage enthielt im Westen und Osten je einen Auskleide- und Aufenthaltsraum (A), deren Schmalseiten durch Konchen, die je drei Fenster enthielten, geziert waren, deren Langseiten dagegen in sich durch Halbrundnischen im Norden und Süden sowie durch Fußbecken von 30 cm Wasserhöhe nächst den Türen gegliedert waren. In die mittleren Räume waren Wasserbecken, Piscinen (P), eingetieft. Die Schmalseiten dieser Räume enthielten außerdem je drei kleine Wasserbecken. Auch in die Mittelwand selber wurden noch zwei Einzelbecken eingelassen. Der Nordbau bestand aus einem inneren Saal (nach Mylius die Basilica thermarum, die Trink- und Wandelhalle) und einer ihn umfangenden, von außen zugänglichen Pfeilerhalle, deren Treppen auf das Dach des inneren Raumes führten.

Mylius fand heraus, daß das Bad in mindestens sechs verschiedenen Bauperioden umgeändert wurde, bis es seine letzte Gestalt (Abbildung 2) erhielt. Im Süden gab es jetzt vier statt vorher zwei Piscinen (P). Auskleideräume (A) wurden außen angefügt, deren nördliche heizbar waren. Der Nordbereich wurde so umgestaltet, daß von einem Heizraum (H) aus zwei Schwitzbäder (S) unterheizt wurden, die jeweils mit einem Kaltwasserbecken (P), eingelassen in einen Rundraum, in Verbindung standen. Der Gast



1 DER ÄLTESTE BAUZUSTAND des römischen Bades in Badenweiler, rekonstruierter Grundriß nach Mylius.

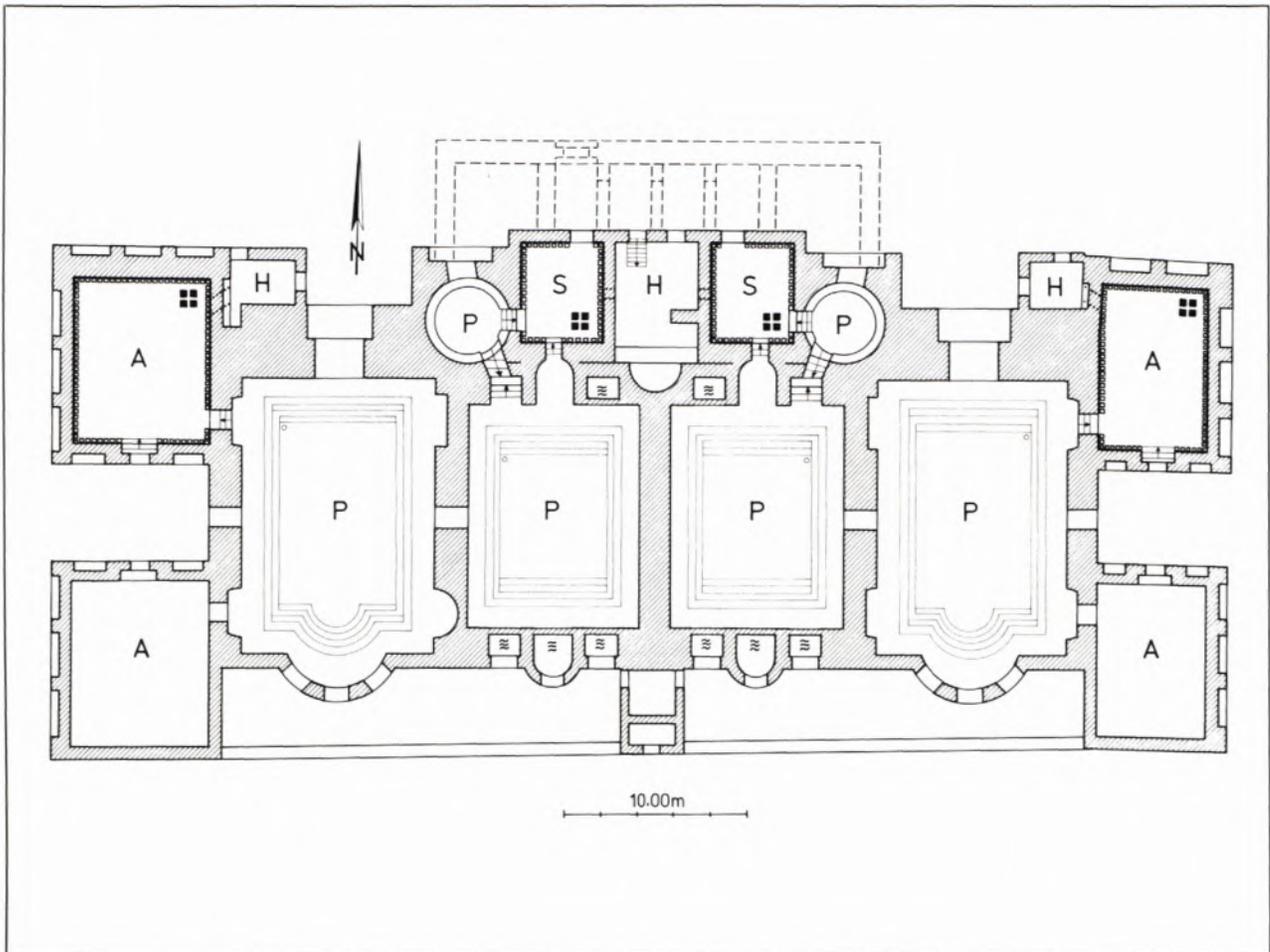
verfügte also neben dem Thermalbadetrakt im Süden über die Möglichkeit, im Nordbau an einem verkürzten „konventionellen“ Bad teilzunehmen.

Die Bedeutung der römischen Badruine von Badenweiler ist kaum hoch genug einzuschätzen. Edelsheims eingangszitiertes Urteil trifft zumindest für Baden-Württemberg immer noch uneingeschränkt zu. Der geniale Planentwurf läßt das Bad bisher ohne Vergleich dastehen. Was aber darüber hinaus auch heute noch die Beschäftigung mit dem Bau lohnend macht, ist die Fülle der Ausstattungsdetails (vgl. Abbildung 3) wie farbig bemalter Wandputz, Platteninkrustation und Wasserabläufe oder architektonischer Einzelheiten wie Ansätze von Fenstern und Blendfenstern, Abtreppungen als Mittel der Fassadengliederung und anderes mehr. Manche dieser Dinge wurden schon früher beobachtet und für die Baugeschichte ausgewertet; anderes entzog sich bisher dem Blick des Forschers, und zwar nicht zuletzt auch deshalb, weil es bei irgendeiner Restaurierung mit modernem Mörtel überdeckt worden war.

Diese früheren Unternehmungen zur Erhaltung der Ruine sind allerdings weniger problematisch als die Schäden, die durch Abtragung von Touristen und durch Verwitterung entstehen. Jahr für Jahr geht dadurch unwiederbringlich römische Bausubstanz verloren. Es erscheint daher angezeigt, im Zuge der Vorarbeiten zu einer Neukonservierung eine möglichst genaue Bestandsaufnahme durchzuführen. Zu diesem Zweck werden zwei einander ergänzende Methoden angewandt, nämlich die archäologische Beschreibung und die photogrammetrische Vermessung.

Das Verfahren der Photogrammetrie birgt Möglichkeiten der Dokumentation in sich, deren voller Nutzen erst späteren Generationen wird zugute kommen können. Die unmittelbaren Vorteile bestehen darin, daß sämtliche Schnitte, Risse und Ansichten anhand von eigens erstelltem Fotomaterial gezeichnet werden. Das bedeutet, daß eine Linie zwischen zwei Punkten – etwa zwei benachbarten Raumecken – nicht konstruiert wird, wie im konventionellen Verfahren der Handaufnahme, sondern den tatsächlichen Umrissen nachgefahren ist. Damit lassen sich aus den Plänen mit einer bisher nicht gekannten Genauigkeit Maße entnehmen, die als Grundlage aller analytischen Forschung Bestand haben. Die Fotoplatten, die zur Erstellung der Pläne dienten, können jederzeit wieder herangezogen werden, um weitere Einzelheiten auszuwerten, die derzeit nicht wichtig erscheinen, oder um später den Zustand der Ruine zum Zeitpunkt der Aufnahme verzerrungsfrei aufzeigen zu können. – Unter diesen Voraussetzungen ist eine möglichst exakte Bauaufnahme, bestehend aus photogrammetrischer Vermessung mit begleitender Beschreibung, geradezu eine Pflicht. Dankbar darf an dieser Stelle vermerkt werden, daß diese Arbeiten nach Kräften von der Staatlichen Bäderverwaltung Badenweiler unter Leitung von Direktor A. Abel unterstützt werden.

Es zeigt sich im Gang der derzeit laufenden Untersuchungen an der Ruine, daß manche der Hypothesen von Mylius nicht stimmen. Als Beispiel sei hier die nordöstliche Raumecke der westlichen der vier Piscinen (Abbildung 2) besprochen. Wie Abbildung 1 zeigt, mußte man für diesen Raum an



2 DIE LETZTE BAUPERIODE der römischen Thermenanlage in Badenweiler, rekonstruierter Grundriß nach Mylius.

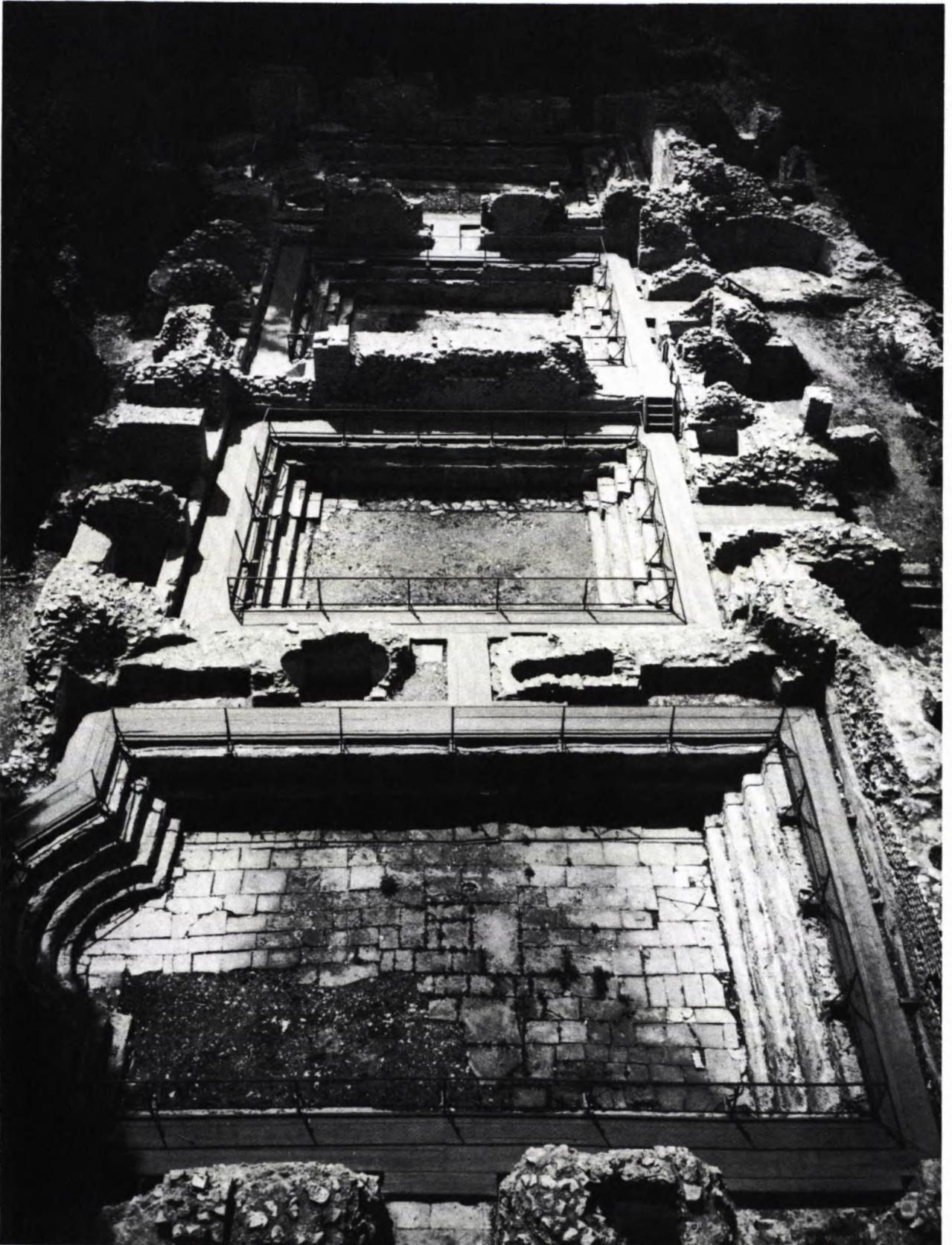
Stelle der jetzt eckigen Wandrücksprünge der Langseiten halbrunde Nischen fordern. Von diesen Apsiden ist die südöstliche noch erhalten; die beiden in der Westwand lassen sich einwandfrei feststellen. Die nordöstliche Halbrundnische nun sollte nach Mylius völlig den Umbaumaßnahmen, die in diesem Bereich durch breite Ziegelbänder dokumentiert sind, zum Opfer gefallen sein. Zufällig fand sich aber jüngst in den oberen vier erhaltenen Steinlagen des Nordkopfes der betreffenden Wand ein durch modernen Mörtel weitestgehend verschmierter Absatz, der sich bei vorsichtigem Freipräparieren in leicht gekrümmter Linie mehr als einen halben Meter verfolgen ließ, dann aber abbrach. Dieser Absatz markiert einen Teil der früheren Ausrundung, die in der Höhe ab 1,60 Meter über dem Boden als Rest des ursprünglichen Baus alle Umbaumaßnahmen überstand, während darunter die Wand in ihrer ganzen Stärke neu gestaltet wurde. Wahrscheinlich wurde der obere Teil der Wand während der Reparatur durch starke Rundstempel abgestützt, ein Verfahren, welches man noch heute bei schwäbischen Baumeistern bewundern kann.

Diese eine Beobachtung, die stellvertretend für viele andere aufgeführt wird, zeitigt demnach nicht nur den wünschenswerten Nachweis tatsächlicher doppelter Symmetrie des Raumes in der ursprünglichen Konzeption, sondern gibt auch höchst interessante Einblicke in römisches Bau- und Reparaturvermögen, wie sie meines Wissens hierzulande noch nicht gewonnen werden konnten.

Auch an zahlreichen anderen Stellen birgt die Ruine Spuren

von Umbauten, deren vorläufige Auswertung jetzt schon erkennen läßt, daß die Baugeschichte vielfältiger war, als Mylius angenommen hatte. So konnte beispielsweise anhand von einem nur wenige Zentimeter langen Putzstreifen nachgewiesen werden, daß das mittlere Einzelbecken, welches der westlichen Piscina P (Abbildung 1) an der Nordseite vorgelegt ist, ausgerundet und verputzt war, bevor hier eine Treppe zum Schwitzbad im Norden durchgebrochen wurde (Abbildung 2). Diese Beobachtung ist insofern wichtig, als die Vorstellungen, die Mylius zur Entwicklung des Nordbaus vorlegte, revidiert werden müssen. Dadurch stellt sich sogleich die Frage, ob die Deutung des Nordbaus (Abbildung 1) als Trink- und Wandelhalle noch Bestand haben kann. Diesem Problem kann aber erst bei den dringend nötigen umfangreichen Sanierungsmaßnahmen im gesamten Nordteil der Ruine nachgegangen werden. Weitere Untersuchungen müssen unter anderem auch im östlichen Raum A (Abbildung 1) durchgeführt werden. In einem Ausbruch der südwestlichen Halbrundnische zeigen sich Spuren von Sichtmauerwerk, die auf einen bisher noch nicht bekannten Durchbruch schließen lassen. Die spiegelbildlich liegende Stelle im westlichen Raum A läßt ähnliches vermuten.

Es stellt sich hier unmittelbar die Frage nach der Erhaltung einer solcher Bausubstanz, die, wie sich zeigt, in so vielfältiger Weise Erkenntnisse über römische Bautätigkeit zu vermitteln vermag, daß noch nicht einmal alle Problemstellungen ausformuliert sind. Ohne Zweifel muß die Ruine durch ein ihren ganzen derzeit freiliegenden Bereich über-



3 BLICK NACH WESTEN über die Ruine des römischen Bades von Badenweiler, Aufnahme vom Juni 1952.



4 DER WESTLICHE BADESAAL, Zustand Ende August 1979. Deutlich erkennbar sind die dunklen, völlig durchnässten Stellen. Im Vordergrund in der Bildmitte sowie hinten beim Stahlträger steht das Wasser einen bis zwei Zentimeter hoch.

spannendes Dach geschützt werden. Das jetzige, 1952/53 errichtete Schutzdach ist nicht nur zu klein, so daß alle vier Auskleideräume (A in Abbildung 2) sowie Teile des Nordvorbaus der Witterung preisgegeben sind, sondern auch inzwischen so undicht, daß außer der östlichen Rotunde alle Räume durch Tropfwasser, das sich bei Regen sogleich zu Pfützen sammelt, geschädigt werden (vgl. Abbildung 4). Ein neues Schutzdach ist also vordringlich.

Es ist weiterhin zu überlegen, die Umgänge der vier großen Wasserbecken im Südtrakt mit einer Plattenlage über einer Sandschicht zu versehen. Diese Umgänge, früher durch Holz geschützt (siehe Abbildung 3), tragen nämlich noch streckenweise klare Spuren der römischen Platteninkrustation in Form von Wülsten, die im Auffütterungsputz die Stelle einer Plattenfuge angeben. Derzeit sind die Beckenumgänge ungeschützt den Tritten der Besucher und der den Mörtel erweichenden Feuchtigkeit ausgesetzt. Überhaupt müssen die vorhandenen Putzreste, auch an den Wänden, auf ihre Festigkeit hin überprüft und gegebenenfalls gehärtet und neu hinterklebt werden. An vielen Stellen müssen auch Maßnahmen neuerer Konservierungsversuche wie das Befestigen von Platten durch Eisenklammern wieder rückgängig gemacht werden.

Vordringlich für die Erhaltung dieses wichtigen Denkmals römischer Baukunst ist die Lösung des Feuchtigkeitsproblems, also vor allem des von oben durchschlagenden Wassers. Die Restaurierung sollte unter dem Grundsatz stehen, den historischen Bau so gut wie derzeit möglich zu schützen, aber ohne durch einzelne Maßnahmen in die Substanz selber einzugreifen oder sie gar im Sinne einer Rekonstruktion zu verändern. Auch ist peinlich genau zu fragen, ob die einzelnen Sanierungsmaßnahmen reversibel seien. Nur unter diesen Voraussetzungen könnte es möglich sein, dieses schützenswerte Monument den zukünftigen Generationen zu erhalten.

Literatur:

Hermann Mylius: Die römischen Heilthermen von Badenweiler. Römisch-Germanische Forschungen 12, 1936.

Dr. Werner Heinz
Archäologisches Institut
Wilhelmstraße 9
7400 Tübingen 1

Inge Schöck: Malerei an Scheunentoren

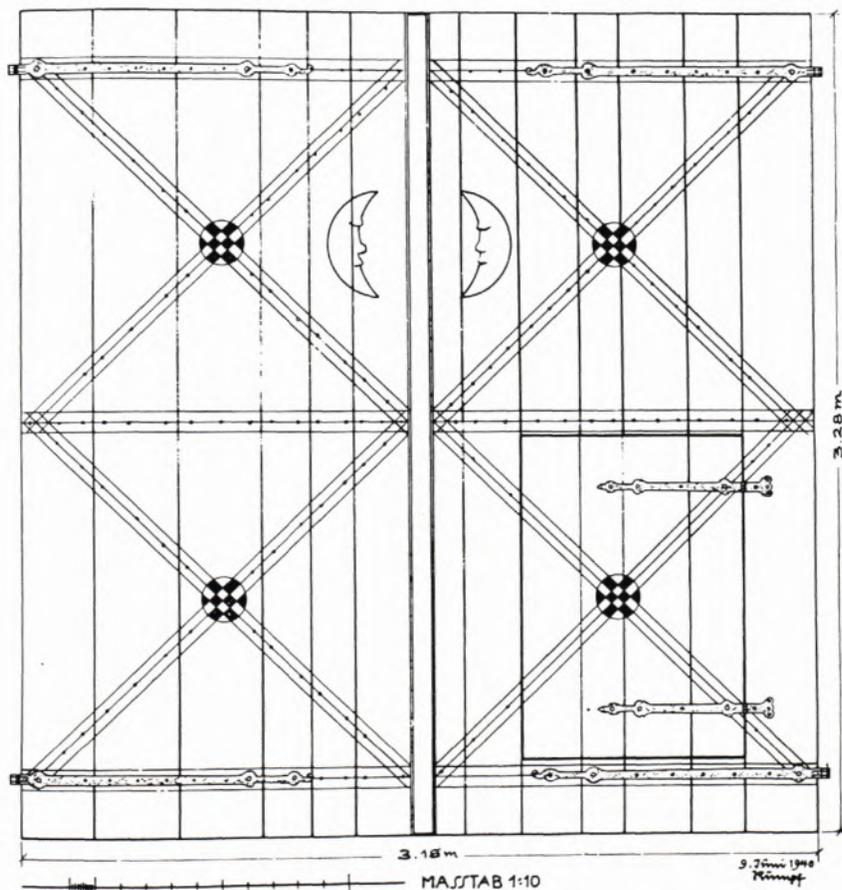
Handwerkliche Kunst an Nebengebäuden landwirtschaftlicher Anwesen in Südwestdeutschland ist bis heute kaum bekannt. Diesen Eindruck gewinnt man, wenn man sich in der einschlägigen Literatur umtut. Mit einer kleinen Einschränkung läßt sich sagen, daß weder die volkskundlich-haustkundliche, noch die kunsthistorische Literatur entsprechende Hinweise enthält; dasselbe gilt für die Oberamtsbeschreibungen und die Amtlichen Kreisbeschreibungen, soweit sie bis jetzt erschienen sind.

Das muß jedoch nicht heißen, daß dieser Befund auf einem gänzlichen Fehlen solcher Kunstäußerungen beruht, vielmehr könnte er auch aus einem mangelnden Interesse dafür resultieren, letztlich also aus einer bestimmten Situation der regionalen Wissenschaftsgeschichte herrühren.

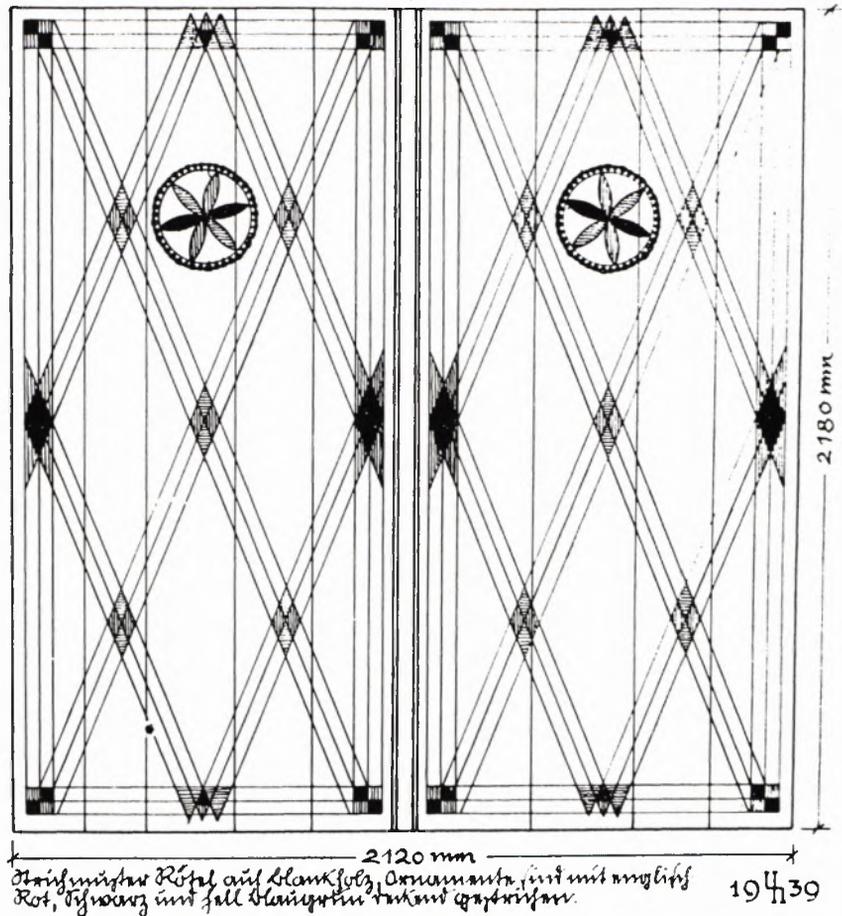
Zwar haben sich einige Heimatforscher mit verschiedenen Details dieser Art beschäftigt und Berichte zusammengestellt über geschnitzte Eckständer, Inschriften, Zunft- und Hauszeichen, Kratzputz, Haustüren und ähnliches. Merkwürdigerweise findet man über Inschriftbalken an

Scheunentoren recht wenig; es sei denn, in Spruchsamm- lungen werde die eine oder andere Inschrift festgehalten – freilich ohne Hinweis auf die genaue örtliche Situation. Weitgehend unbeachtet geblieben sind bis jetzt auch bemalte Scheunentore. Die positive Ausnahme davon ist die ausführliche hauskundliche Studie von Hermann Schilli über das Schwarzwaldhaus. Bei der volkskundlichen Inventarisation neuerdings bekanntgewordene Beispiele aus den Kreisen Böblingen und Tübingen lassen es sinnvoll erscheinen, sich intensiver damit zu befassen.

Aus der einschlägigen Literatur kennen wir bemalte Scheunentore vor allem aus den Alpen und angrenzenden Gebieten (Oberösterreich, vor allem dem Innviertel, Südtirol und dem Bernerland). Auch aus Hessen liegen entsprechende Untersuchungen vor. Das bei Karl Rumpf in „Eine deutsche Bauernkunst“ abgebildete Scheunentor von 1841 aus Holzhausen/Hessen (Abbildung 1) zeigt ein dreiliniiges Rautenmuster beziehungsweise auf jedem Torflügel zwei aufeinanderstehende Andreaskreuze, deren Kreuzungspunkte in



1 SCHEUNENTOR AUS HOLZHAUSEN in Oberhessen aus dem Jahr 1841.



einem kleinen Kreis schachbrettartig schwarz-weiß gemalt sind. Die Grundfarbe des einlagigen Bretttores ist Englisch-Rot, zwei zueinandergekehrte Halbmonde in der jeweiligen oberen Torhälfte sind weiß. Entlang der mittleren der drei parallelen, schwarzen Konturlinien sind Nägel erkennbar, die zum Befestigen der Verstreben von der Innenseite her notwendig waren. Der Strichdekor ist hier also an ein wichtiges konstruktives Element angelehnt. Weitere Beispiele von Scheunentoren mit geometrisch-ornamentalen Verstrebleisten sowie geometrischen Ornamenten bei aufgedoppelten Toren dokumentiert Rumpf in „Deutsche Volkskunst in Hessen.“ Diese Form der Gestaltung soll hier jedoch nicht weiter verfolgt werden.

Rauten- und Diagonalmuster mit dreiliniiger Ritzzeichnung finden sich auch an südtiroler Scheunentoren, wobei die Schnittfelder der Linien farbig ausgefüllt sind. An allen bei Rumpf wiedergegebenen Beispielen sind die Strichzeichnungen mit Röteln auf Blankholz gezogen (Abbildung 2). Zusätzliche Ornamente (Sechsstern, Fischblase, Herz usw.) in den einzelnen Feldern sind in der Regel zweifarbig mit Englisch-Rot und Schwarz ausgeführt, zum Teil auch mit einem hellen Blaugrün als dritter Farbe. Zeitlich liegen die dargestellten datierten Scheunentore zwischen 1748 und 1846; nach Leopold Schmidt (Volkskunst in Österreich, S. 72) trägt „das älteste datierte Stadelator aus den Dolomiten“ die Jahreszahl 1747; das abgebildete hessische Beispiel aus dem Kreis Biedenkopf (vgl. Abbildung 1) entstand im Jahr 1841. Aus dieser zeitlichen Einordnung können vorläufig jedoch keine weiterreichenden Folgerungen über Verbreitung, Zeitstil, Traditionen gezogen werden. Dazu bedürfte es eines systematischen großflächigen Überblicks,

eingehender Forschungen über Hersteller und Auftraggeber sowie vergleichender Untersuchungen mit anderen (Volks-)Kunstbereichen. Allerdings sollte man sich hüten, die Ornamente durch eine überzogene und unhaltbare Sinnbild- und Kontinuitätsdeutung in falsche Zusammenhänge zu rücken.

Als Farben scheinen Schwarz und Rot bei den bemalten Scheunentoren vorzuherrschen. Eine von Christian Rubi in seiner „Volkskunst am Berner Bauernhaus“ aufgestellte Tabelle mit Beispielen „bemalter Tennstore im Berner Mittelland“ aus dem 17. und 18. Jahrhundert (im Vergleich mit den oben genannten Beispielen jedoch mit überwiegend figürlichen Darstellungen) weist in diese Richtung. Wichtig ist auf alle Fälle die Feststellung Leopold Schmidts, der die im 18. und 19. Jahrhundert bei der Stadelmalerei vorwiegend verwendeten Farben Schwarz und Rot als „Leibfarben“ der Zimmerleute charakterisiert. Er hält es für möglich, daß diese schwarz-rote Stadelmalerei auf Sgraffitomalerie des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgeht.

Interessant ist nun, daß in einigen baden-württembergischen Gemeinden in den Kreisen Böblingen und Tübingen erstaunlich ähnliche Rautenzeichnungen auf Scheunentoren zu entdecken sind, zum Teil – soweit noch erkennbar – ebenfalls mit schwarz-roten Ausmalungen. Die Namen der Gemeinden (Gärtringen-Rohrau/BB, Gäufelden-Nebringen/BB, die Ammerbuchgemeinden Breitenholz, Poltringen und Reusten/TÜ, Nehren/TÜ und Neustetten-Wolfenhausen/TÜ) stehen ebenso wie die Nennung der beiden Kreise Böblingen und Tübingen wohl eher zufällig; es ist vielmehr zu erwarten, daß sich bei gezielter Suche auch in manchen anderen Gemeinden noch mehr oder weniger



3 AMMERBUCH-BREITENHOLZ. BEI DER LINDE 21. *Das ganzflächig bemalte Scheunentor mit Inschriftbalken aus dem Jahr 1799.*



4 und 5 IM DETAIL aus Abb. 3 zeigen sich die schwarzen Parallellinien der großen Rautenfelder und die schwarz-roten kleinen Rauten.





6 GÄUFELDEN-NEBRINGEN, Württemberger Hof 10. Das Scheunentor mit Inschriftbalken stammt aus dem Jahr 1803. In den Bug (rechts) ist ein Herz eingeschnitten.

6

deutliche Beispiele von bemalten beziehungsweise ornamentierten Scheunentoren finden lassen. Die Beobachtungen Schillis sprechen dafür. Er machte auf Scheunentore am jüngeren Schwarzwälder Heidenhaus aufmerksam, auf die „mancherorts zur Verzierung schräge sich kreuzende Dreierlinien mit der Zimmermannsschnur aufgeschlagen und so die Tore mit einem Netz mehr oder weniger regelmäßiger Rauten überzogen worden“ sind (Schilli, S. 112).

Das schönste und in seiner Farbigkeit am besten erhaltene bemalte Scheunentor befindet sich an der Fachwerkscheune eines Hakengehöfts im Ortskern der Gemeinde Ammerbuch-Breitenholz (Abbildungen 3, 4, 5). Das zweiflügelige Scheunentor mit einer Schlupftüre im rechten Torflügel ist durch dreifache schwarze Parallellinien in circa 23 mal 23 cm große Rautenfelder (Innenmaß) aufgeteilt. Die in den Linienschnittpunkten entstandenen kleinen vierfeldrigen Rauten sind in den Farben Schwarz und Rot ausgemalt, wobei sich paarweise je zwei gleichfarbene Rautenfelder gegenüberstehen. Die vierfeldrigen kleinen Rauten sind 6 mal 6 cm groß; der bemalte Teil ist leicht erhaben. Für das Auge des Betrachters sind aus einigem Abstand nur noch die bemalten kleinen Rauten deutlich sichtbar. Sie heben so

die Eckpunkte der größeren Rauten heraus. Eine Variante im Rautenmuster ergibt sich durch eine waagrechte Dreierlinie in beidseitiger Fortsetzung der oberen Kante der Schlupftüre. Zusammen mit den kreuzenden, schrägverlaufenden Dreierlinien entstehen kleine liegende vierfeldrige Rauten, die ebenfalls rot und schwarz ausgefüllt sind und gemeinsam mit einer der kleinen stehenden vierfeldrigen Rauten eine hübsche Kombination bilden. Die liegenden vierfeldrigen Rauten wiederholen sich durch die dreifachen waagrechten Rahmenlinien als oberer Abschluß des ganzen Scheunentores. Auf dem rechten oberen Torflügel ist in wackliger Schreibrschrift – im gleichen Rot wie die Rautenfelder – der Name „Jakob Bökle 1799“ aufgemalt. Die Jahreszahl 1799 steht auch auf dem Scheunentorbalken, der in sorgfältiger Frakturschrift folgende eingekerbte und farbig gefaßte Inschrift trägt: „Ao (Anno) 17 Gabriel Zwirner u. seine Ehefrau Maria Agnes Zwirnerin 99“. Unter der schwarz ausgezogenen Schrift betonen in der Balkenmitte zwei symmetrisch eingekerbte liegende Tulpen den Inschriftbalken. Aussparungen an den Enden dieses Balkens und an den senkrechten Torbalken lassen auf die nachträgliche Entfernung der beiden Torbügel schließen. Der Erhaltungszustand des Tores ist allerdings nicht mehr

7



7 GÄUFELDEN-NEBRINGEN, Öselbronner Straße 4. Das Scheunentor mit Resten bemalter Rautenfelder trägt eine besonders schöne Inschrift. Mit dem Abbruch der Scheune im Sommer dieses Jahres kam es auf die Müllhalde. ▽

8 NEUSTETTEN-WOLFENHAUSEN,
Dorfstraße 10. Hier ist noch eine Rauten-
zeichnung ohne sichtbare Ausmalung vor-
handen.



9 NEUSTETTEN-WOLFENHAUSEN,
Dorfstraße. Durch den Schutz des Scheu-
nenvordaches hat sich das Rautenmuster
im oberen Drittel des Tores erhalten. ▽

8

allzu gut. Einzelne Bretter lösen sich bereits, und beson-
ders der untere Torrand ist durch Spritzwasser stark beein-
trächtigt.

An anderen Scheunentoren mit Bemalungen hat die
Witterung dazu beigetragen, daß die Ornamente meist nur
noch im wettergeschützteren oberen Drittel der Tore
deutlicher sichtbar sind. In allen Fällen begegnet dasselbe
Grundmuster: Eine dreiliniige schwarze Rautenzeichnung,
einmal mit größeren, einmal mit kleineren Rauten. Mit der
Konstruktion eines Tores scheint indes kein notwendiger
Zusammenhang zu bestehen, im Unterschied zu dem
eingangs erwähnten Beispiel aus Hessen.

Das Rautenmuster ist selbst innerhalb einer einzelnen Ort-
schaft recht unterschiedlich. An einer Fachwerk-Doppel-
scheune im Ortskern von Gäufelden-Nebringen ist an
einem der beiden Tore eine weite dreiliniige Rautenzeich-
nung aufgezogen (datiert 1806), enge dreiliniige Rauten da-
gegen am andern Tor mit einem Inschriftbalken aus dem
Jahr 1803 (Abbildung 6). Die Initialen des Bauherrn und
seiner Ehefrau sind kunstvoll verziert; auf den Bügen beider
Tore ist jeweils ein Herz, auf dem Tor von 1806 zusätzlich
noch ein schwarz-rotes Kerbschnittornament aufgemalt.

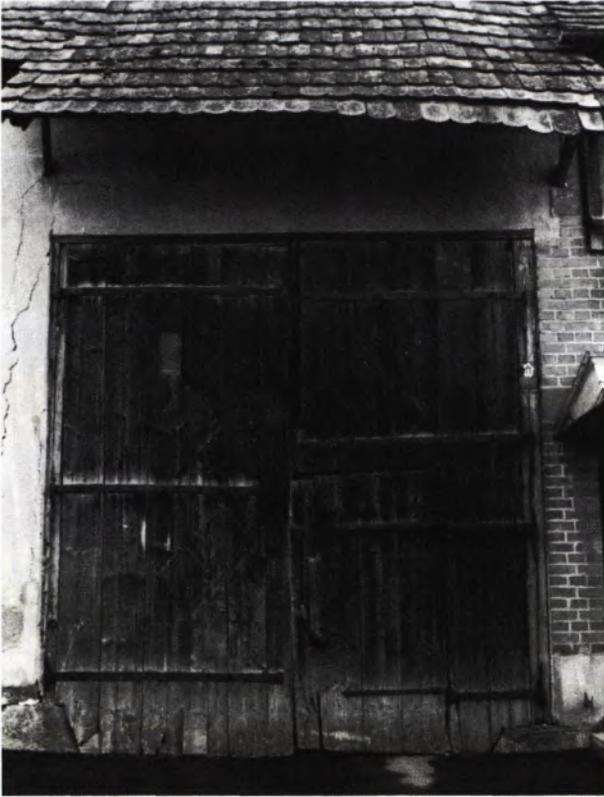
Farbig ausgezogene kleine Rauten waren an diesen beiden
Toren nicht zu entdecken, dagegen am Scheunentor eines
Dreiseitgehöfts in der gleichen Gemeinde. Eine eng-
mustringe, dreiliniige schwarze Rautenzeichnung läßt sich im
oberen Teil beider Scheunentorflügel erkennen; zwei der
Kreuzungsfelder jeweils in der Mitte sind vierfeldrig rot-
schwarz ausgefüllt; darunter zwei rote, voll ausgemalte
Mittelfelder. Der Scheunentor-Inschriftbalken trägt die
Jahreszahl 1813 (Abbildung 7).

Leicht variiert ist die farbliche Fassung der Schnittfelder des
wiederum gleichen Rauten-Grundmusters an einer wei-
teren Fachwerk-Doppelscheune in der Nähe der Kirche
desselben Ortes. Jeweils im oberen Halbflügel des dreiteili-
gen Scheunentors sind die Schnittfelder am linken Tor in der
Vertikalen schwarz, in der Horizontalen rot ausgefüllt; am
rechten Tor gerade umgekehrt.

Einfache dreiliniige schwarze Rautenzeichnungen, wie sie
auch Schilli anführt, sind – ohne erkennbare farbliche Aus-
gestaltung – noch an mehreren Scheunentoren nachzuwei-
sen, so an einer weiteren Scheune im eben genannten Ort
und ähnlich in Ammerbuch-Reusten, außerdem in Neu-
stetten-Wolfenhausen, wo sich nach einem kurzen

9





10 GÄRTRINGEN-ROHRAU, Gärtringer Straße 32. Tor mit leicht erhabenen Rauten.

Rundgang durch den Ort allein sechs Beispiele dieser Art aufzählen lassen (Abbildungen 8 und 9). An einem dieser Tore mit einem Inschriftbalken von 1823 ist der obere Halbflügel des dreiteiligen Scheunentores mit einem zusätzlichen einfachen Schmuckelement betont: Einem im Wechsel schwarz und rot bemalten Kerbmuster an der unteren Flügelkante, von Rubi als „Eierfas“ bezeichnet, dem „Negativ des in der klassischen Kunst bekannten Eierstabes“ (Rubi, S. 37). Dabei handelt es sich um ein weit verbreitetes und häufig verwendetes Schmuckmotiv von Zimmerleuten für Abschlußkanten; gleiche Beispiele finden sich auch im Kreis Tübingen in Bodelshausen und Nehren. In der letzteren Gemeinde ist an allen sechs Scheunentoren mit Resten der auch hier dreilinigen Rautenzeichnung die eben beschriebene schwarz-rote Zierkante angebracht, zum Teil sind auch die Kanten der Büge mit einem schwarz-roten Kerbmuster versehen. Als Kleinornament und Sinnbild zugleich fällt in Nehren zudem ein gelegentlich in der Mitte des Torbalkens eingekerbtes Kreuzzeichen auf.

Das letzte Beispiel der hier vorzustellenden bemalten Brettentore an Scheunen stammt aus Gärtringen-Rohrau. Auch in diesem Fall handelt es sich um ein dreiliniiges Rautenmuster. Die Linien sind im Abstand von 4 cm gezogen, leicht erhaben. Die großen Innenrauten messen 30 mal 30 cm; sie zeichnen sich ebenfalls leicht erhaben ab. Das Rautenmuster ist hier auf dem ganzen Scheunentor noch gut erhalten, deutlich sichtbar sind auch Farbreste, die auf eine frühere Bemalung der Mittelfelder in Schwarz beziehungsweise Rot hinweisen (Abbildungen 10 und 11). Das dadurch geschaffene farbliche Muster ist ohne weitere Hilfsmittel mit dem bloßen Auge nicht mehr einwandfrei zu bestimmen. Daß das Tor früher jedoch „sehr schön“ gewesen ist, versicherte die jetzige Hausbesitzerin.

Über die Beschreibung der Tore hinaus läßt sich nur soviel sagen: Zeitlich sind die genannten Beispiele entsprechend den Inschrift-Torbalken der zweiten Hälfte des



11 DETAIL mit den erhabenen, ehemals bemalten Innenfeldern, die noch Farbreste enthalten.

18. und der erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zuzuordnen. Es ist der gleiche Zeitraum, in dem auch die Mehrzahl der hessischen und südtiroler Beispiele ausgeführt wurden. Die Dreierlinien der Rautenmuster sind höchstwahrscheinlich nach der gleichen Technik entstanden, die Schilli beschreibt: nämlich durch Aufschlagen der in (schwarzer) Farbe getränkten Zimmermannsschnur auf das Tor.

Weitere wesentliche Informationen, zum Beispiel über die beteiligten Handwerker und ihre Herkunft, über die Auftraggeber und natürlich über den Verbreitungsbereich der Scheunentormalerei in Baden-Württemberg fehlen zur Zeit noch.

Es wäre erfreulich, wenn der hier vorgelegte Bericht Interesse für diesen Teilbereich der Volkskunst wecken könnte und diesen oder jenen Leser dazu brächte, weitere Beispiele und Informationen mitzuteilen.

Literatur

- Christian Rubi: Volkskunst am Berner Bauernhaus. Basel 1942 (Volkstum der Schweiz, 3).
 Karl Rumpf: Eine deutsche Bauernkunst. Marburg/L. 1943.
 Ders.: Deutsche Volkskunst in Hessen. 2. unveränd. Aufl., Köln und Wien 1972.
 Ders.: Geometrische Ornamentik an südtiroler Stadel-toren. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 10. Jg. 1959, S. 222–231.
 Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus. Stuttgart 1953.
 Leopold Schmidt: Volkskunst in Österreich. Wien und Hannover 1966.

Dr. Inge Schöck
 LDA · Referat Inventarisierung
 Eugenstraße 7
 7000 Stuttgart 1

Veränderungen

Ortsgeschichte nur noch im Foto?

Münchingen, heute Ortsteil der Stadt Korntal-Münchingen, steht hier nur als Beispiel für viele: Innerhalb von etwa 60 Jahren vollzog sich unaufhaltsam und gründlich die Umwandlung des alten Ortsrandes – die Erinnerung an das einst Gewesene ist ausgelöscht. Ein Teil der Ortsgeschichte ist nicht mehr ablesbar, die Bewohner können sie nicht mehr (er)leben und mit ihr leben. Sie findet sich bestenfalls noch im Fotoalbum.

Die Abbildungen aus Münchingen (siehe Seiten 178/179) zeigen sehr gut, wie sich der Veränderungsprozeß im Laufe unseres Jahrhunderts immer mehr beschleunigt hat.

Noch im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts befand sich nördlich an den Schloßbereich anschließend, an der heutigen Kreuzung von Stuttgarter- und Hauptstraße, die Wette (der Dorfweiher) mit dem Backhaus daneben. Die Stuttgarter Straße war bereits vorhanden, jedoch in noch ungeteertem Zustand und eher einem Feldweg gleichend. Auf Abbildung 1 ist die Quadereinfassung der Wette zu erkennen mit einer Öffnung an der Ostseite, um dem Vieh den Zugang zur Tränke zu ermöglichen. Der Wette gegenüber steht eine stattliche Hakenhofanlage, deren gestelztes Wohnstallhaus des 18. Jahrhunderts ebenso wie der im 19. Jahrhundert in den Winkel zwischen Wohnhaus und Scheuer hinzugebaute Giebelbau Fachwerk aufweist.

1934 wurde die Wette zugeschüttet und an ihrer Stelle das Gebäude der Milchverkaufsgenossenschaft mit Laden, Lieferrampe und Wohnung im Obergeschoß erstellt (Abbildung 2). Nach der Einrichtung der zentralen Wasserversorgung im Jahre 1908 mit Wasserleitungen in allen Häusern war der Dorfweiher als Viehtränke allmählich außer Gebrauch gekommen und nur noch zur Löschwassarentnahme verwendet worden.

Wie das Foto aus den fünfziger Jahren zeigt, hatte sich inzwischen auch sonst noch manches verändert: Die Straße bekam einen Belag, Gehwege wurden angelegt. Direkt an der Straßenecke befand sich nun – als letzter Rest der Wette – ein betonierter Löschwasserteich. Das Backhaus stand noch. Die Gebäude auf der gegenüberliegenden Seite der Stuttgarter Straße veränderten ihre Erscheinungsform

entscheidend: Alle Fachwerkflächen wurden verputzt. Die Fenster am Hauptgebäude versah man anstelle der bisherigen kleinteiligen Sprossierung einheitlich mit T-Sprossen. Das ehemalige Stallgeschoß wurde aufgerissen, an der Ecke ein Laden mit großen Glasflächen und dünner Ecksäule eingebaut und das Ganze noch zusätzlich durch eine Fliesenumrahmung im „Pepita-Muster“ betont.

Abbildung 3 erläutert die fortschreitende Entwicklung zur „attraktiven“ Gemeinde in Großstadtnähe: Das sogenannte „Milchhäusle“ verschwand und mit ihm das Backhaus. An ihrer Stelle steht seit 1972 ein Wohn- und Geschäftshaus der Landessparkasse in Sichtbetonbauweise mit Flachdach. Seine Nüchternheit ist mit Grün aufgelockert und moderne Wasserspiele sollen die Erinnerung an die alte Wette wachrufen. Auch der ehemalige Hof gegenüber ist mit der Zeit gegangen. Der Laden hat seine Schwarz-Weiß-Rahmung behalten. Im Obergeschoß wurden aber die T-Sprossenfenster durch Ganzglasscheiben ersetzt. Das früher offene Erdgeschoß des Anbaus weist jetzt einen Garageneinbau auf. Die alte Scheuer wurde nicht mehr benötigt und hat ebenfalls dem Flachdachbau einer Bankfiliale Platz gemacht, so daß sich also unser alter Hof gleich von zwei modernen Bankgebäuden eingerahmt präsentiert. Die breite, großzügig angelegte Straßenkreuzung mit Verkehrsinsel, Abbiegespuren, Richtungsschildern und Verkehrsampel entspricht den Anforderungen des sprunghaft angewachsenen Verkehrs.

Sicher war der Ausbau des geschäftlichen Mittelpunktes in Münchingen unumgänglich. Die Frage bleibt jedoch, ob man dabei nicht etwas behutsamer hätte vorgehen und sich bei der Planung mehr auf das vorhandene Ortsbild hätte beziehen können. Muß Zweckmäßigkeit durch Flachdachbauten, von denen man Hunderte in ähnlicher Ausführung findet, symbolisiert werden?

Neuerdings gibt es immerhin – das sei zum Trost gesagt – gelungenere, besser in ihre Umgebung eingebundene Lösungen, denn, wie das dritte Bankunternehmen in unmittelbarer Nähe der anderen beweist (Abbildung 4), ist es durchaus möglich, neue Funktionen in einem Altbau unterzubringen.

Sabine Weyrauch



1 MÜNCHINGEN. DIE „WETTE“ vor 1900. Links das Backhaus am Dorfweiher. An der Stuttgarter „Straße“ stehen Fachwerkbauten.
 2 DIE „WETTE“ in den 50er Jahren. Der Weiher ist zugebaut, die Straße mit Gehweg asphaltiert, das Fachwerk verputzt . . .





- 3 AUF DER „WETTE“ steht seit 1972 ein Sichtbetonbau. Ein weiterer Flachdachbau (rechts) kam an die Stelle einer Scheune.
- 4 ES GEHT AUCH ANDERS, wie das dritte Geldinstitut an der „Wette“ beweist, das in einen Altbau einzog.



Unmerklich wandelt sich das Stadtgesicht Vom schwierigen Umgang mit historischen Fassaden in der alten Stadt

Eine gemeinsame Ausstellung des Stadtarchivs und des Stadtplanungsamtes der Stadt Esslingen im Schwörhaus vom 8. 12. 1979 bis zum 3. 2. 1980

Ende 1975 stellte, angeregt durch das Europäische Denkmalschutzjahr, eine Ausstellung in Karlsruhe „Die stille Zerstörung“ vor – Veränderungen des Stadtbildes durch Vernachlässigung und Vereinfachung seiner Details. Nicht Bilder einer x-beliebigen Großstadt, sondern Karlsruher Beispiele sollten den Bürgern die Augen über ihre alltägliche Umgebung mit den alltäglichen Veränderungen öffnen. Auch nicht unmittelbar Betroffene zeigten sich betroffen – der erste Schritt auf dem Weg zur Einschätzung und Wertschätzung des historischen Baugefüges ihrer Stadt. Bei der Besprechung dieser Ausstellung wurde damals im Nachrichtenblatt (Heft 1, 1976) der Wunsch geäußert, „daß Dokumentationen dieser Art in möglichst vielen Städten gezeigt werden“. Er besteht nach wie vor. Stadtarchiv und Stadtplanungsamt der Stadt Esslingen fanden sich nun zu einem solchen Projekt zusammen und führen Esslinger Beispiele vor. Im folgenden gibt der Stuttgarter Bauhistoriker und Architekturkritiker Dipl.-Ing. Falk Jaeger, der Texte und Katalog der Ausstellung erarbeitete, eine kurze Einführung. (Der Katalog ist beim Kulturamt der Stadt Esslingen zu beziehen.)

Entsprechend der allgemein gestiegenen Wertschätzung alles Altertümlichen erleben seit wenigen Jahren auch historische Stadtansichten ihre Hochkonjunktur. Zahlreiche, meist oberflächlich redigierte Abbildungswerke werden herausgegeben, alte Stiche und Photos en gros reproduziert. Insbesondere das Werk Merians muß erhalten zu Schaufensterdekoration, als Postkartenmotiv, zum Schmuck von Speisekarten und Bierseideln. Entsprechende Ausstellungen landauf, landab haben großen Zulauf.

Fragt man nach den Ursachen dieses Phänomens, so drängt sich schnell die fatalistische Grundstimmung in der Öffentlichkeit gegenüber den Errungenschaften der hochtechnisierten Überflußgesellschaft als Erklärung auf und im Gegensatz dazu die Fluchtbewegung in die heile Welt der romantisierten Vergangenheit.

Andererseits ist der allgemeine Fortschritt mit all seinen Segnungen, aber auch den beklagten Begleiterscheinungen, ohne die Aktivität und das Zutun des einzelnen undenkbar. Es besteht also eine offensichtliche Diskrepanz zwischen der kollektiven Grundhaltung in der Gesellschaft und dem individuellen Bewußtsein, und dies ebenso beim Umgang mit historischer Bausubstanz, wie etwa beim Umweltschutz oder beim Thema Energiesparen.

Die Bewußtseinslücke zwischen der weitverbreiteten Popularität der malerischen Altstädte und der emotionalen Distanz des Bürgers, der in dieser Altstadt lebt und arbeitet, der sie Tag für Tag vor Augen hat und für ihre Reize längst abgestumpft ist, der sich der Wirkung seines Hauses für das Stadtbild nicht bewußt ist und deshalb gedankenlos mit diesem seinem Eigentum umgeht, diese Bewußtseinslücke soll die Ausstellung am Beispiel der Esslinger Altstadt schließen helfen.

Historische Topographien werden auch hier gezeigt, freilich nicht als Anstoß zu verträumtem Sinnen über vergangene schönere Zeiten. Vielmehr ist gegen die Historie als Vergleich die heutige, wohlbekannte, vielfach aber unbeachtete Ansicht derselben Situation gesetzt, die Lust am Vergleichen weckend, begleitet von kritischen Worten, die das Sehen, das Erkennen unterstützen sollen.

Vor vier Jahren hat Suse Schmuck in Karlsruhe eine Ausstellung mit dem Titel „Die stille Zerstörung“ erarbeitet, mit einem ähnlichen Konzept, doch unter anderen Voraussetzungen. Sie beklagte damals, daß kaum eine der historischen Aufnahmen eine freundliche Interpretierung der entsprechenden heutigen Situation zuließe. In Esslingen allerdings werden auch positive Veränderungen gezeigt, denn manch eines der früheren Motive erlaubt eine solche Einschätzung.

Als Ausgangsmaterial standen in Esslingen die Aufnahmen des Photographen Wilhelm Mayer aus der Zeit von 1870 bis 1920, aber auch spätere Ansichten bis in die 60er Jahre unseres Jahrhunderts zur Verfügung. Der Schwerpunkt in der Motivwahl lag auf der Veränderung einzelner Hausindividuen. Daneben sind aber auch städtebauliche Situationen, Platz- und Straßenräume, städtische Freiflächen in ihren Veränderungen dargestellt.

„Die Ausstellung soll kein sehnsüchtig-nostalgischer Blick auf die ‚gute alte Zeit‘ sein, sondern ein Anstoß zum genaueren Hinsehen, zum Begreifen der Veränderung. Ein Anstoß auch zum Nachdenken und zum In-Frage-Stellen vieler vermeintlicher Notwendigkeiten“, schrieb Suse Schmuck damals in ihrem Vorwort und: „So ist die Ausstellung auch eine Aufforderung an den engagierten Bürger, nicht tatenlos zuzusehen.“ Dies gilt auch für die Esslinger Ausstellung. Falk Jaeger

1 NECKARSTRASSE 11, 13. PLIENSAUSTRASSE 58. UM 1915. *Das Eckgebäude mit dem Gasthaus Schützen zeigt eine sorgfältig rhythmisierte Fassade durch den innerhalb der Geschosse abgestuften Wechsel der Fensterverdachungen. Die nächsten Gebäude, das des Inhabers der „Ersten württembergischen Haussegensstickeret“ mit seinem neobarocken Hausschmuck und das Jugendstilhaus des Celluloidvertreters Karl Bock, trugen ihren Teil bei zu dieser repräsentativen Stadtgrenze gegen Bahnlinie und Neckarufer. Ganz links ragt noch das Ecktürmchen des „Württembergers Hofes“ empor.*

2 HEUTE. *Nur das Jugendstilhaus hat noch seine Identität. Alle anderen Häuser verloren die Fenstersprossen und -läden, Giebel-dächer, Gesimse, optisch tragende Erdgeschosse, Haus Nr. 11 sogar seinen Balkon und der „Württembergers Hof“ das Ecktürmchen.*



1

2



Personalia



Jutta Kochendörfer-Münnich

Leiterin der Abteilung Verwaltung und Recht, Zentrale Fachdienste

Seit 15. September 1979 ist Regierungsdirektorin Jutta Kochendörfer-Münnich als Leiterin der Abteilung III, Verwaltung und Recht, Zentrale Fachdienste beim Landesdenkmalamt tätig. Sie ist zugleich ständige Vertreterin des Präsidenten.

1943 wurde sie in Plauen im Vogtland geboren. Dort verbrachte sie auch den größten Teil ihrer Kindheit. 1955 nach der Flucht der gesamten Familie in die Bundesrepublik, folgte der Besuch des Mädchengymnasiums in Ravensburg, wo die Familie ein neues Zuhause gefunden hatte. Dem Abitur schloß sich das Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg, Berlin und Münster in Westfalen an. Nach dem ersten juristischen Staatsexamen absolvierte Frau Kochendörfer-Münnich ihre Referendarzeit zunächst in Bühl in Baden und in Karlsruhe. Weitere Stationen waren Ravensburg und Stuttgart.

Nach dem zweiten Staatsexamen trat sie in die Innenverwaltung des Landes Baden-Württemberg ein, da sie die mehr gestaltende Tätigkeit in der Verwaltung stärker interessierte als eine Arbeit als Richter. Erste Erfahrungen sammelte sie am Landratsamt Ludwigsburg, in den Bereichen Polizei und Ordnung, Wasser- und Baurecht. Ende 1973 übernahm die Juristin im Personalreferat des Regierungspräsidiums Stuttgart die personelle Betreuung der Unteren Sonderbehörden. Anfang des Jahres 1979 wechselte sie dort in das Referat Kulturelle Angelegenheiten über,

das auch den Denkmalschutz umfaßt. Am 1. 4. 1979 erhielt Frau Kochendörfer-Münnich dann – zunächst kommissarisch – die Leitung des Referats. Bereits während dieser Zeit konnte sie sich in das weitgespannte Spektrum denkmalschutzrechtlicher Fragen einarbeiten und auch in Verhandlungen Einblick in die Problematik denkmalpflegerischer Belange gewinnen.

Eine pragmatisch prägnante Art der Entscheidungsfindung, der kooperative Führungsstil und die in der Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt erprobte Fähigkeit, der Denkmalpflege im Abwägungsprozeß den notwendigen Stellenwert einzuräumen – diese wesentlichen Gesichtspunkte waren es unter anderem, die das Innenministerium veranlaßten, Frau Kochendörfer-Münnich den neuen Aufgabenbereich zu übertragen.

Mit ihrer Tätigkeit im Landesdenkmalamt möchte sie vor allem dazu beitragen, eine Steigerung der Effektivität der hier geleiteten wertvollen Arbeit zu erreichen. Dies ist ihrer Meinung nach eine ebenso reizvolle wie verantwortungsvolle Aufgabe für eine Juristin, die sich vorwiegend als Verwaltungsfachmann versteht.



Dieter Planck

Leiter der Abteilung Bodendenkmalpflege

Oberkonservator Dr. Dieter Planck, der bisherige Referent für Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart, wurde von Innenminister Palm zum Leiter der Abteilung II, Bodendenkmalpflege des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg bestellt. Er ist damit Nachfolger von

Landeskonservator Dr. Hartwig Zürn, der im Mai dieses Jahres in den Ruhestand trat.

Dieter Planck, 1944 in Rottenburg am Neckar geboren, nahm bereits als Schüler an Ausgrabungen in seiner Heimatstadt teil. Das Studium der Vor- und Frühgeschichte, Alten Geschichte und Klassischen Archäologie absolvierte er in Tübingen und München. Seine Dissertation über das römische Rottweil kennzeichnet sein Spezialgebiet: die provinzialrömische Archäologie.

Nach der Studienzeit übernahm Planck in den Jahren 1967 bis 1970 im Auftrag des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Tübingen die Leitung der archäologischen Untersuchungen im Bereich der römischen Stadt Rottweil. 1970 wurde er vom Denkmalamt in Tübingen angestellt, 1972 wechselte er zur Stuttgarter Dienststelle.

In der denkmalpflegerischen Tätigkeit widmete sich der Wissenschaftler vornehmlich der Erforschung des obergermanischen und rätischen Limes durch

zahlreiche, äußerst erfolgreiche Ausgrabungen. Nicht zuletzt dürfte es dem entscheidenden Fortschritt auf diesem Gebiet zu verdanken sein, wenn 1983 der Internationale Limeskongreß in Aalen tagen wird.

Seit 1974 ist Planck Geschäftsführer der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern. Hier bemüht er sich mit starkem Engagement durch Exkursionen und Vorträge die Aufgaben der Bodendenkmalpflege einem breiteren Publikum verständlich zu machen. Durch vielfältige Publikationen hat er gerade dieses Anliegen in den vergangenen Jahren unterstützt.

Für sein neues Aufgabengebiet konnte Dieter Planck bereits Erfahrungen als stellvertretender Abteilungsleiter sammeln. Dabei bewies er, wie der Präsident des Landesdenkmalamtes Dr. August Gebeßler hervorhob, vor allem Begabung für Koordination und die Betreuung der Mitarbeiter, hervorragende wissenschaftliche Leistungen und die Fähigkeit, archäologische Probleme der Öffentlichkeit nahezubringen.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg

Deutscher Kunstverlag

Band 1

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3

Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt
München/Berlin 1973

Band 4

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5

Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe
München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber und Reinhard Wortmann
Deutscher Kunstverlag
München/Berlin 1978

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg

Verlag Müller & Gräff

Band 1
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973
Stuttgart 1973

Band 2

Herbert und Elke Schwedt
Malerei auf Narrenkleidern
Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland
Stuttgart 1975

Band 3

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977
Stuttgart 1977

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Verlag Müller & Gräff

Band 1

Günter P. Fehring
Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche
Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
Das „Schlößle“ zu Hummertsried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts
Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
Sindelfingen/Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters
Stuttgart 1978

LDA · Selbstverlag

Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

Verlag Müller & Gräff

Band 1

Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3

Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6

Dieter Planck
Aræ Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil
Stuttgart 1975

Band 7

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8

Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9

Klemens Scheck
Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaubeuren, Alb-Donau-Kreis) Ausgrabung 1960
Stuttgart 1977

Band 10

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörge
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung
Abteilungsleitung
Verwaltung
Inventarisierung
Öffentlichkeitsarbeit
Technische Dienste

Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12 53 00

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung
Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12 52 73

Archäologie des Mittelalters
Teckstraße 56
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 28 01 01/App. 64

Bodendenkmalpflege
(mit Abteilungsleitung)
Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93/29 80

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Bodendenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege
Adelshäuser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Bodendenkmalpflege
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 29 90